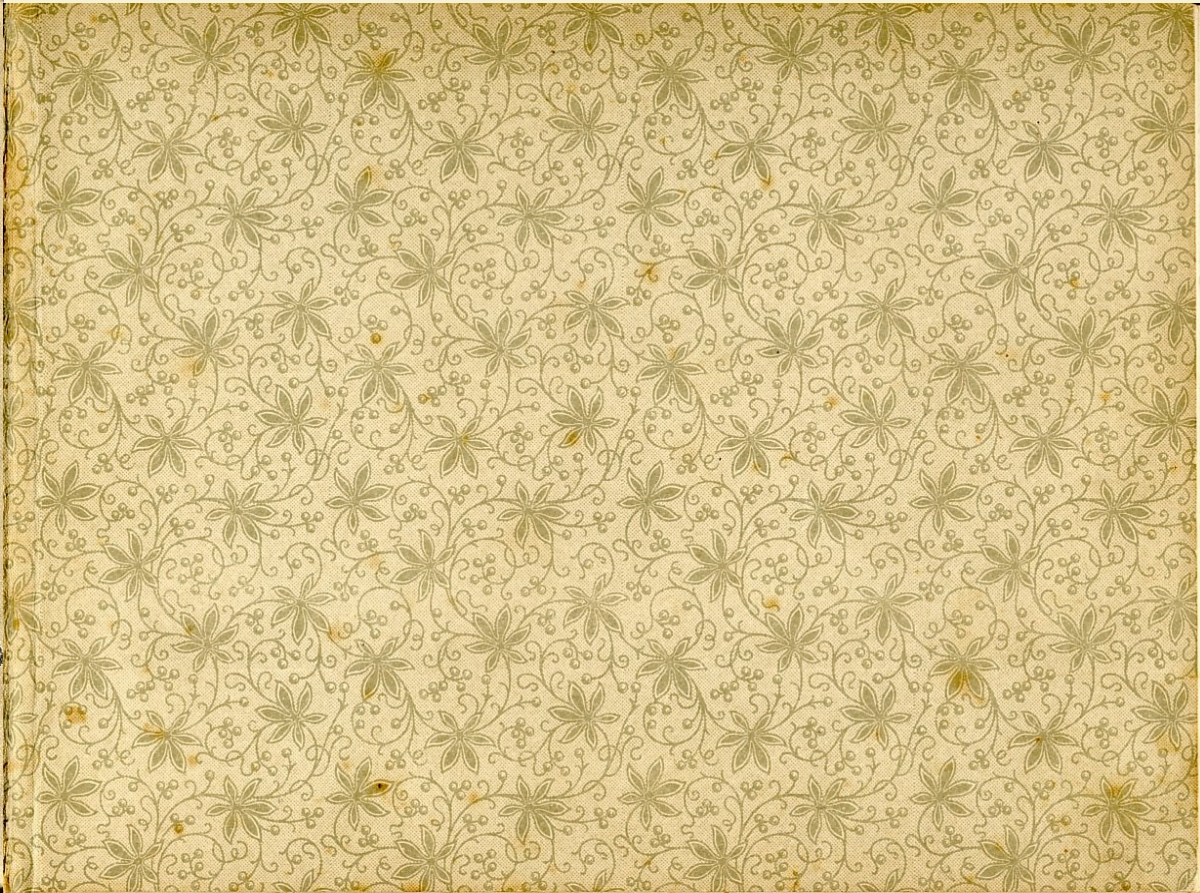




Das Riesen- und Glaber-Gebirge

ca. 120 Ansichten nach Originalaufnahmen mit Text von
Direktor Prof. Dr. Rosenberg.
Sommer's Neue Album Collection.



Das Riesen- und Glatzer Gebirge.

Text von Prorektor Prof. Dr. Rosenberg.

die Krone verbleibt. Durch seine schroffen und nackten Parthien, die kühne Bildung seiner höchsten Gipfel, die milde Erhabenheit seiner Gründe, Gruben und Teiche, durch seine zerklüfteten Granittelsen und lieblichen Vorberge überragt es doch den zwar grossartigen, weltentrückten, aber einsamen Altvater, das liebliche, pittoreske Glatzer Gebirgsland, die schwermütige, wald- und wasserreiche Iser, die steil starrende Koppe des Jeschken. — Es ist ein gemüthliches, freundliches Volk, das sich im Schatten dieser Berge und hoch hinauf in ihnen angesiedelt hat. Hier mehr protestantisch, dort mehr katholisch seinem Bekenntnis nach, spricht es überall seinen Dialekt. Wenn es den Mund nicht zu schliessen braucht, wenn es der Zähne nicht beim Sprechen bedarf und jedes Wort auf „a“ hinaus „nuschelt“, wenn es seine unschuldigen, neckischen, immer wiederholten Witze machen kann, dann ist diesem arbeitsamen, lebenswürdigen, genügsamen Völkchen wohl, und auch dem Fremden wird es bald wohl bei ihm, freilich soweit es überhaupt Einem wohl sein kann bei einem Manne, der natürlich vom Fremden auch etwas fordert und nicht in der Lage ist, seine Freundlichkeit ganz zu verschenken. Für den freundlichen Gruss aber, den er dem Wanderer schenkt, für Zurechtweisung und Unterhaltung, wenn es sich gerade so machen lässt, verlangt er keine Münze, sondern nur Entschädigung für das eigene Entgegenkommen. Allzuviel sendet die Erde ihm ja nicht. Der Pilz- und Beerenreichtum könnte ja eine Quelle grossen Verdienstes werden, aber die Scheine! Getreide wächst ja, und Kartoffeln — selbst auch die Schalen spielen ihre Rolle in der Ernährung — aber des Gemüses darf er nicht zu viel benötigen; die Ebene von Liegnitz im Norden, von Königshof im Süden muss es ihm zumeist liefern. Butter und Käse gewinnt er reichlich von seiner Rindviehzucht, deren Heerden die Wanderer mit ihren stimmungsvoll klingenden Glocken oft auf den Halden so überraschen — aber ist er nicht reich, so geht gerade von diesen seinen Produkten der grösste Teil in die Fremde, und dem armen Manne ist seine Schale Café, sein Quarg und seine Kartoffel die übliche Mahlzeit.



I. Das Riesengebirge.

Wer den Namen „Riesengebirge“ hört, wer es gesehen und durchwandert hat, zweifelt in der Regel gar nicht daran, dass das Gebirge wegen seiner riesenhaften Verhältnisse den stolzen Namen trägt. Man erwähnt es erst nicht mehr; man betrachtet es als selbstverständlich, dass ein Gebirge mit einem solchen Massiv, bei einem Emporragen bis über 1600 Meter, mit ungefügen, wunderbar zerklüfteten Felsgruppen, gerade diesen Namen erhalten hat. Und doch ist von einem Forscher (Prof. Dr. Regell in Hirschberg) der zwingende Beweis geliefert, dass die „Riesen“, d. h. Holzverkleidungen, in denen das Wasser zu Thal geleitet wurde, unserem Gebirge seinen stolzen Namen gegeben haben. Aber wer will der Volksetymologie scharf entgetreten? Trifft sie doch selten so anscheinend Richtiges, wie in diesem Falle. — Wer diesen riesenhaften Eindruck unseres Gebirges haben will, wandere aus dem Thale der Katzbach, sei es von Liegnitz, sei es von Schönau, auf die Höhen des Bober-Katzbach-Gebirges — die vulkanischen Kegel braucht er darum nicht zu erklimmen — auf den Kapellenberg oder auf den Rosengarten — und er wird erstaunt und ergriffen einen Anblick geniessen, den er nie mehr vergisst. Auch heute noch, wo kein Postwagen mehr vor dem schlichten Wirthshause auf dem Kapellenberge hält, um den Passagieren Zeit zu lassen, das herrliche Bild in sich zu trinken — der Schienenweg, freilich in ganz anderer Richtung, hat auch hier die Postkutsche überflüssig gemacht — auch heute noch, wo die Reisen in die Schweiz und nach Italien gewohnte Tischgespräche bilden, steht eine grosse Gemeinde auf der kalten Höhe und glaubt, auch in der vielvergötterten Fremde etwas so Liebliches nie gesehen zu haben; und wenn Alexander von Humboldt, wenn gar König Friedrich II. als Kronzeugen für die besondere Herrlichkeit dieser Ansicht vom Gebirge angeführt werden, so kann der Eingeweihte vielleicht die historische Glaubwürdigkeit dieser Thatsache in Zweifel ziehen, aber leugnen wird keiner, dass es begreiflich wäre, wenn ein Weltreisender den plötzlichen Anblick eines Gebirgszuges, der, umrissen von einer anmutigen Wellenlinie, über sanfte Vorkämme sich hoch in die Wolken erhebt, der nur zunächst als eine blaue Wand, dann aber als eine von dem grössten Baumeister

mit künstlerischer Regelmässigkeit entworfene und ausgeführte Ineinsbildung lieblicher Berge und ausgebreiteter Matten erkannt wird, — wenn selbst ein verwöhnter Naturfreund das Auge nicht wegwenden mag und dieser Wellenlinie den Vorrang lässt vor der sägeförmigen Silhouette der Alpen und der langweilig horizontalen Kontur des Jura. Aber dieses schöne Gesamtbild des Kammes ist nicht der ausschliessliche Besitz einiger weniger Punkte. Unzählig sind die natürlichen Aussichtswarten, von denen sich das Gebirge in seiner Gesamtheit oder doch zum grössten Teil dem Auge darstellt. Wer nur die nächste Bodenwelle im Norden von Hirschberg bei Grunau betritt, wer sich auf den so leicht zu ersteigenden Hausberg begiebt, wer so glücklich ist, den Zugang zu dem nahe bei Hirschberg belegenen Kramsta- (Kreuz-) Berge zu erlangen, wer auf dem „Rosengarten“ am Westflügel des Bleibergkammes gestanden oder den niedrigen Weirichsberg bei Warmbrunn besucht, wer an der „Buche“ bei Schmiedeburg den Aufbau bewundert, — wer — ja, wer überhaupt in dem „Sporn“ zwischen dem Lomnitz- und dem Zackenthal, den interessanten Abruzzen oder am Waldrande des schönen Kavalerberges bei Hirschberg gewandert ist — der hat ein Bild vor sich, das ihn nicht nur erfreut, sondern auch belehrt. Eine ins Auge fallende Einsattelung des Hochgebirges zwischen den „Mädelsteinen“ und der kleinen Sturmhaube, welche die „kleine“ bleibt, trotzdem sie die höhere, sogar der am kühnsten geformte Berg des Kammzuges ist, zwischen der Spindlerbaude, die dem Namen „Hollmann“ Berühmtheit verliehen, und der Peterbaude, welcher auch im Winter die Gäste nicht fehlen, teilt das sich ungefähr 30 Kilometer ausdehnende Gebirgsmassiv in fast gleiche Teile. Den östlichen Flügel adelt die Schneekoppe, ein Wahrzeichen des schlesischen Landes, nach dem man in Görlitz, in Liegnitz, in Breslau späht; den westlichen teilt der gerundete Rücken des Hohen Rades, bei dem ein scharfes Auge noch eine kleine Erhöhung wahrnimmt, welche dankbare Turner auf Anregung eines ideal gesinnten Mannes, des Kaufmanns Zelder, zum Andenken an Kaiser Wilhelm I. errichteten und „Mahlhügel“ benannten. Auf dass aber die Flügel nicht eine Wand bildeten, fügte die Gottheit in jeden hinein wundersame Vertiefungen, welche in ihren gewaltigen Abstürzen dem Beschauer ein Gefühl der Erhabenheit einflössen, wie es keines der übrigen Mittelgebirge zu erwecken vermag. Dunklen Augen gleich blinken der grosse und der kleine Teich aus den Tiefen zwischen der Prinz Heinrich- und der Hampelbaude hervor. Es gähnen in unendliche, oft von wilden Nebeln durchbrausten Tiefen hinab die beiden

Schneegruben westlich vom Hohen Rade. Dass die Gleichartigkeit sich auch sonst noch zeige, obwohl sie eine künstlerische ist und den Eindruck einer mechanischen, ängstlichen nie aufkommen lässt, ist ohne Weiteres glaublich — auch die Sturmhauben, die Koppenbildungen und die Agnetendorfer und Schreiberhauer Schneegruben führen zu Vergleichen — aber dem ersten Blick wenigstens prägen sie sich nicht auf. Wer gar ein Bild des Streichens des Gebirges auf österreichischer Seite und die Parallelität der Nord- und Südseite in sich aufnehmen will, wird natürlich den Kamm selbst erklimmen müssen. Ist ihm Rübezahl dann gnädig, dann strömen ihm allerdings die grossartigen und interessanten Bilder entgegen. Auf der ganzen Wanderung sieht er den langgestreckten majestätischen Korkonosch als Parallelkamm den Elbgrund von der südlichen Seite umgrenzen, den eigenartig gekrümmten scharfen Grat des „Ziegenrückens“ von der Rennerbaude hervor sich nach Westen ziehen, sieht er die Geiergucke den Weg nach Johannisbad zeigen und den Brunnberg sich gewaltig erheben, um mit der Schneekoppe vergeblich an Höhe zu ringen. Zieht der Wanderer dann weiter auf der einsamen Schwarzen Koppe dem Sonnenaufgange zu, wird er auch im Kolbenkamm und Rehorn besuchenswerte Ausläufer des Riesengebirges nach Osten und Süden erkennen. Gewiss ist für die Berge südlich des Hauptkammes die Orientierung zunächst nicht leicht. Eine gewaltige Anzahl von Bergen bedecken das interessante böhmische Land weithin, nicht die „Sieben Gründe“ allein reizen den Touristen, wenn er auf der Veranda der Peterbaude steht, ihre Namen zu erforschen — die vielen, am Horizont verschwimmenden Berge bleiben ihm doch „böhmische Berge“, höchstens, dass er noch, wenn er in dem Idyll „Spindelmühl“ weilt, sich genötigt sieht, die Bekanntschaft des „Planur“ zu machen. Denn die „Kesselkoppe“, die sich dem Hohen Rade gegenüber so allmählich erhebt, sorgt selbst dafür, dass man sie kennen lerne, führt doch auch über sie der Weg zu der Schönheit von Rochlitz und dem Isergebirge.

Und alle diese schönen unvergesslichen Anblicke kann man geniessen, — ohne empfindlich zu ermüden. Beim Riesengebirge heisst es nicht, jede Anhöhe für sich ersteigen, in gewaltiger Anspannung der Muskeln die 1000—1500 Meter mehrere Male zu erklettern — ein fortlaufender Weg, den der Riesengebirgs-Verein fast allzu vollendet gemacht hat, führt über 1000 Meter hoch von der Quelle des Zackens bis zu der der Lomnitz, ja weiter hinaus bis zu den friedlich gelegenen Grenzbauden, zwar nicht so, dass man gar nicht zu steigen brauchte — denn stets sieht man vor sich einen mehr oder

minder sanft ansteigenden Berg, stets ein kleines Thal, welches den Zielpunkt des nächsten Stückes der Wanderung bietet. Und doch ist nicht mehr von Ermüdung die Rede, wenn man den Kamm einmal erstiegen hat, mag man die Höhe des Reifträgers oder des Hohen Rades zu überwinden oder die Sturmhauben, die Mann- und Mädelsteine erklettern, mag man gar den Zickzackweg auf die Schneekoppe, welche hier die Koppe par excellence heisst, langsam erklimmen. Dafür sorgt die unvergleichliche staubfreie, nervenanregende, ungekostete, stählende Luft, die man nicht atmet, sondern trinkt und schlürft, die die Beine wieder beweglich macht und manch' fröhlichen Naturlaut aus der Brust erschallen lässt. Auch die Waldluft ist stärkend, mit ihrem balsamischen Dufte erquickend und manchem Leidenden heilsam, aber sie ist schwerer, weniger belebend. Wer nach zwei- bis dreistündiger Wanderung durch Fichtenwald, der nur an einzelnen Stellen durch hellere Buchen unterbrochen wird, sich dem Kamm nähert, fühlt schon, wie ihm die Kräfte wachsen, und hat er mit sprühendem Regen, mit Nebeln zu kämpfen, weht ihm ein Schneesturm in's Gesicht, dann mag er sich nicht sorgen wegen einer Erkältung. Diese Lüfte da droben verursachen ein so verstärktes Lebensgefühl, dass die Krankheit Reissaus nimmt. Das Gefühl der Freude, welches sich unwillkürlich regt in dem Herzen des von der langen Steigung ermüdeten Wanderers, wenn er die Bäume niedriger, von rauhen Stürmen verkrüppelt sieht, wenn er gar das seltsame Gebüsch der Zwergkiefer, das so elastische Bosquet des „Knieholzes“ erblickt, lässt sich kaum beschreiben. So mag dem Schiffer zu Mute sein, wenn er nach stürmischer Fahrt endlich das Land und den Hafen so nah erblickt; so war — man verzeihe den Scherz! — wohl den Griechen zu Mute, als sie nach langer Wanderung durch unbekannte Länder das gastlich-ungastliche Meer erblickten. Wer da erlebt hat, wie schwache, des Steigens ungewohnte Männer und Frauen bei dem für sie kühnen Unternehmen des Anstieges vom Kochelfall über die alte Schlesische Baude auf den Kamm bei den Schneegruben, bei dem Hinaufpilgern auf die Peterbaude oder Spindlerbaude von Agnetendorf oder Hain oder gar bei dem Erklettern des Gehänges zur Erreichung der Riesenbaude sich in immer grösser werdender Ungeduld nach den Windungen des Weges umsehen, wie sie mit Verwunderung bemerken, dass sich Berg auf Berg türmt, während doch der Kamm gar nicht so hoch aussah, wie sie schliesslich resigniert und stumm zu der allein richtigen Einsicht gelangen: Hier giebt es nur ein Mittel, zum Ziele zu gelangen: Geduld — wenn man diese Erfahrung an sich und anderen gemacht hat, und man macht sie nicht selten,

wenn im Juli und August der Schweiss an der Stirne perlt und in Strömen herabrinnt, wenn im Winter jeder Schritt im lockeren Schnee erkaufte werden muss und der Kilometer, den man sonst in 13—15 Minuten zurücklegt, deren fast 30 in Anspruch nimmt — dann wird man es nicht mehr so ganz thöricht finden, wenn ich den Ausruf: „Das Knieholz! Der Kamm! Der Kamm! Die Baude!“ mit dem Jubelruf: „Thalatta!“ vergleiche, den die Griechen, und dem: „Jerusalem!“, den die Kreuzfahrer ausstießen. Freilich bleibt immer die Verschiedenheit des Objekts! Denn der „Kamm“, dessen Namen man wohl richtig von dem lateinischen campus ableitet, ist ja nur eine Stätte des Vergnügens, höchstens noch der Gesundheit. Wenn man aber im Juli und in den ersten Wochen des August auf dem vom Riesengebirgs-Verein so herrlich gebauten Kammwege fast schon in Schaaren die erholungsbedürftigen Männer und Frauen Nord- und Mittel-Deutschlands fröhlich und erhoben über alles Irdische an sich vorüberziehen sieht, dann möchte man glauben, dass dem Kamme noch einmal eine andere Zukunft erblühen wird, dass immer mehr „Bauden“, Pensionen, Gasthäuser und Hôtels sich in der reineren Luft dort oben ansiedeln und den Naturfreund in die entlegeneren Partien verscheuchen werden. Dazu aber hat er Gelegenheit, denn diese Hochebene, an deren Rand der Weg nur selten heranführt, sodass er nicht immer aussichtsreich im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, hat nicht bloss eine ansehnliche Länge, sondern auch eine Breite, die ein Ausbiegen dem Strome gegenüber gestattet. Je mehr dort oben der Civilisation geopfert werden wird und — dem Vorteil, um so mehr wird man die abseits vom geraden Wege gelegenen Punkte aufsuchen: die Wossekerbaude, die Kesselkoppe, der Kökonosch, die Höhe des Reifträgers, der Veilchenspitze, der kleinen Sturmhaube, die Schüssel-, Martin- und Bradler-, die Leuschner- und Schwarzschatzbauden, und wie sie sonst alle heissen mögen, werden dann noch mehr gerühmt werden. Soll man es aber wünschen, dass ein Plan, den nicht die blosser Phantasie erträumt hat, der aus wirklichen Verhältnissen herausgewachsen ist, allmählich ausgeführt werde? Der der Aufforstung des Kammes? Jetzt ist er eine Hochfläche mit Knieholz reichlich bewachsen, an den höchsten Stellen besät mit gewaltigen Steinblöcken, die theils mit grünlich-gelben Flechten überzogen sind, theils rötlich von Veilchenmoos schimmern und befeuchtet duften, dürrig mit magerem Gras, dem sogenannten Wolf, bekleidet, der nur alle zwei Jahre gemäht dem Vieh eine würzige Nahrung gewährt. Nur nach grösseren Zwischenräumen entdeckt man wiederum eine gastliche Stätte, noch von altersher „Baude“ genannt — wenn sie

auch einer Bude nur selten noch — am meisten noch die alte schlesische Baude — ähnlich ist. Die ältesten Gasthäuser am Hochkamm des Riesengebirges sind: die Wiesenbaude, welche allerdings verändert, vergrössert und erneuert, doch immer noch als ein altes Wahrzeichen am Brunberge, an der Quelle des rauschenden Weisswassers gelegen, einen Uebergang vom östlichen Flügel des Gebirges nach Spindelmühl und Hoheneibe ermöglicht; die Hampelbaude, die jetzt auch gänzlich umgebaut ist, obwohl sie die eigentliche Köppenbaude war; denn in ihr übernachteten noch am Anfange des 19. Jahrhunderts die Köppenfahrer, um ihre Gefühle in einem noch erhaltenen Köppenbuche zu verewigen, wie wenig auch der schriftliche Ausdruck in der Mehrzahl von einem Ueberschuss an Geist, Gefühl und Geschmack über die heutige Zeit zeugt — die geistliche Baude, welche den Priestern als vorübergehender Aufenthaltsort diente, wenn sie zum Laurentiustage zur Kapelle auf der Schneekoppe pilgerten, um die Messe zu lesen und Abendmahl zu spenden — sie ist nicht mehr vorhanden. Forscher vermuten sie in der Gegend der Schlingelbaude, — die alte schlesische Baude, welche auf dem westlichen Flügel des Gebirges den Verkehr mit den böhmischen Dörfern Neuwelt, Harrachsdorf, Rochlitz und anderen vermittelte und wohl, wie alle jene Bauden, den früher so zahlreichen charakteristischen Figuren der „Pascher“ oder Schmuggler Unterschlupf gewährte. Jetzt sind die Pascher auf dem Gebirge wohl seltener zu schauen, als in Opern, in denen ihre Gefahren im Kampf mit Natur und „Grenzern“ bei der Grossartigkeit des Hintergrundes stets ein willkommenes Objekt der Darstellung bilden werden. Weit häufiger als sie sieht man die Butterträger, welche auf einem praktisch hergerichteten Holzgestell grosse Lasten auf dem Rücken tragen, und die „Träger“, die früher Führer waren. Wo bedarf es jetzt aber der Führer, nachdem der grosse Riesengebirgs-Verein in Holz und mehr noch in Stein an jeder Wegecke Bescheid erteilt? Es sei denn, dass Einer den kühneren Vorsatz fasst, über den Grat die Schneeegruben zu ersteigen. Hier ist die einzige Stelle, wo einem besonnenen, nüchternen Wandersmann etwas von einem „Absturz“ passieren kann, der um so verhängnisvoller werden dürfte, da unten weithin Waldeinsamkeit herrscht und der Weg von Agnetendorf nach den Schneeegruben wohl lange noch einer Unterschlupfstelle für Menschen entbehren wird. Doch — wir kehren noch einmal zu den Bauden zurück. Die alte Form derselben wurde bald verändert, oft ganz verlassen. Ursprünglich erhob sich auf einem festen steinernen Unterbau ein sich wenig erhebendes Dach. Um den Herd sammelten sich Bewohner und Gäste. Nicht zu weit

getrennt davon brüllten die Kühe, blökten die Kälber, gackerten die Hühner. Ziegenböcke wagen sich dreist an den Tisch. Das kleine, aber fest gebaute, gegen die Gewalt der dort herrschenden Winde mit Steinen beschwerte Haus duftet nach Butter und Käse. Rings um den Herd hängen die zu trocknenden Kleider der Reisenden neben brodelnden Suppen. Lautlos fast sind die Bewohner der Baude. Die Stille ihres Lebens, die Armseligkeit ihrer Speise, die Uebermacht der Elemente, das Gewöhntsein an einen Besuch aus allen möglichen Ländern, der doch kein näheres Interesse mitbringt — dies Alles hat den echten Baudenbewohner zu einem „stillen“ Mann gemacht, zu einem Fatalisten. So, wie ich es beschrieben, sah es früher aus auf der grüneren, wie ein Garten gepflegten Matte mitten im Walde in der alten Baude, so sieht es im Grunde noch aus bei der altschlesischen Baude und in jenen an der Südseite des Gebirges gelegenen Bauden, wo der Fremdenverkehr nur ein geringer ist. Da kam nun zunächst eine Glasveranda hinzu für die Fremden, dann schritt man weiter und weiter. Es wurden Gasthäuser und Hôtels, die nur in Erinnerung noch den alten historischen Namen „Baude“ führen. In ihnen herrscht ein ganz anderes Leben. Schweissbedeckt und ermattet kommen die Gäste — es empfängt sie ein warmer Raum, oft auch lässt eine Kapelle, aus zwei Geigern, einer Harfenistin, einer Sängerin bestehend, landläufige, bald heitere, bald gefühlvolle Weisen ertönen — eine von innen herausquellende Fröhlichkeit hat sich Aller nach den Strapazen bemächtigt — man fragt nicht nach dem Stande, man stellt sich nicht vor — man ist einig und glücklich, hier frei von allen Sorgen hoch über der arbeitenden, geschürzten Menschheit zu weilen — man scherzt — der Ungarwein thut seine Wirkung — man tanzt, schreibt Karten, wo man von dem ungläublichen Anstieg berichtet und von Abenteuern zu erzählen weiss; kurz die „Baude“ hat ihre eigene, seltsame, aber beglückende Physiognomie; sie ist etwas dem schlesischen Gebirge und seinen Schlesiern Charakteristisches, von dem nur zu wünschen, dass es nicht ganz in dem langweilig korrekten Gasthausmuster untergehe. Man findet dieses berauschte Baudenleben noch — man hüte es aber, wie man das Habmichlieb hütet, dass es nicht verschwinde, wenn man seine Wurzeln abgräbt. Es hat aber noch ein anderer Umstand mitgewirkt, dass es dort oben so anders, so „gemütlich“ hergeht: dass es oft wirklich Abenteuer waren, die man unterwegs bestanden. Zwar nicht mit Räubern oder Riesen oder Zwergen, aber mit wunderlichen Elementar-Ereignissen. Man ist bei gutem Wetter von Hause gegangen, die Schneekoppe hatte ihr Haupt aus den Wolken erhoben, klar lag die Hampelbaude — und blau war die

Bergwand. Aber der 3—4 stündige Anmarsch hatte das Aussehen geändert. Man kommt auf den Kamm. Alles bedeckt ein schier undurchdringlicher Nebel. Die Begleiter, die uns vorausschreitende Genossen erscheinen wie Riesen, die Aeste der Bäume zeigen sich wie Ungetüme. Man hört Stimmen, noch ehe man wunderlich verummte Gestalten heraustreten sieht. Ein feiner Regen stellt sich ein. Wie? Es graupelt, ach! es schneit — und man ist doch im Juli! Ein Windsturm erhebt sich. Man kämpft mit dem Sturm, der uns zwingt, mit ganzer Kraft ihm entgegenzuarbeiten. Da teilt sich die Nebelwand. Die Bergkuppen treten hervor, die Häuser im Thale erglänzen; in den Vertiefungen brauen die Wolken; hier zieht ein Fetzen, ein anderer fährt mitten durch die Gesellschaft. Man ist durchnässt — und doch nicht mutlos — man ist geärgert über das schlechte Wetter — aber man freut sich doch — man hat etwas von Rubezahl erfahren und begriffen von den Launen des alten Gewaltherrn dieser Berge. Was ist's mit dem Rubezahl? Es ist ein alter heidnischer Gott, den man mit heimischen Vorstellungen schmückte — und hier auf dem Kamm ist seine Wohnung, hier zeigt er noch sein neckisches, übermütiges Wesen. Wo eine riesenhafte Vertiefung in den Steinen ist — da hat er seine Waschschüssel, wo eine ebene Stelle einer steilen folgt, dort ist seine Kegelbahn, wo ein Felsen einem Redner zum Pult dienen könnte, dort ist seine Kanzel. — Ueberall, wo etwas Riesiges, Ungefügtes, Wunderliches, Komischwirkendes zu sehen ist, überall hat des Volkes Witz diese Zusammenfassung des Grossartigen, Staunenerweckenden mit Rubezahl in Verbindung gebracht. Aber ist es auch des Volkes Witz? Nicht vielmehr der Führer Witz und der Fremden Vergnügen? Der Rubezahlkult scheint erst seit dem 16. Jahrhundert in diesem Gebirge zu blühen. Die Volksseele hier träumt noch heute von dem Manne ohne Kopf, vom Nachtjäger und von den Buschweibern, wie das aus den Sagen hervorgeht, die der Hauptmann Cogho in Warmbrunn gesammelt und richtig gedeutet. — Gegen diese Schilderung einer

Kammwanderung

kann man natürlich einwenden, dass ja nicht immer ein solcher Umschlag des Wetters eintrete. Im Juni, im Oktober, oft auch im September kann man mit grösserer Sicherheit auf beständige Witterung rechnen. Aber gerade in den Reise Monaten treibt Rubezahl oft sein mutwilliges Spiel. Regen, Wolken und Sturm sind hier häufiger als im Thale, aber sie gehören eben mit zu dem Reizvollen unseres Gebirges,

und wer nur alle Höhen frei und das Thal wie eine Landkarte liegen sah, der kennt dich nicht, du stolzes Gebirge! — Es fehlen uns noch die Namen der übrigen Bauden! Wir wollen eine Wanderung beginnen von Osten aus. Wir entsteigen in Schmiedeberg dem Bahnzuge. Nach 2 Stunden — nur $\frac{1}{2}$ Stunde bis zum „Kalkofen“ mussten wir den Schatten des Waldes entbehren — sind wir in der ersten Grenzbaude. Eine halbe Stunde später langen auch unsere Freunde an, die von Schmiedeberg aus erst die Forstbauden besuchen und den Tabaksteg kennen lernen wollten. $\frac{2}{3}$ Stunden mühseligen Steigens, zumal über die schwarze Koppe, bringen uns auf die Schneekoppe, den höchsten Gipfel Norddeutschlands, den 4 Gebäude zieren: die preussische Baude mit ihren angemessenen Räumen, die böhmische, wohin die Tanzlustigen am Abend ihre Schritte lenken, die Kapelle und die meteorologische Beobachtungsstation. Wir brauchen nur eine halbe Stunde hinunter zu gehen, indem wir bald rechts in den Melzergrund schauen, aus dem Hunderte hintereinander in $\frac{2}{3}$ stündigem Marsche von Krummhübel herauf pilgern, bald links in den tiefgähnenden gewaltigen Riesengrund, an dessen anderer Seite sich der majestätische Brunnberg auftürmt, bald vorwärts auf alle die Kuppen und Thäler, um schon wieder bei einer Baude zu sein, der Riesensbaude, auf je einem schmalen Grate zwischen den genannten alpinen Gründen. Nach $\frac{1}{2}$ stündigem Marsche auf fast ebener Bahn zwischen Knieholzgebüsch winkt links die Wiesenbaude, um uns vor dem Absteige nach Spindelmühl zu stärken, unterwegs dahin die Rennerbaude. Rechts unter uns die Hampelbaude dazu gebaut, uns entweder durch den Lomnitzgrund oder über die Schlingelbaude nach Brückenberg und Krummhübel zu führen, und vor uns die schöne Prinz Heinrichbaude, welche im Jahre 1888 am Rande des grossen Teiches von einem aus dem Schosse des Riesengebirgsvereins hervorgegangenen besonderen Vereine errichtet wurde. Die beiden Teiche mit der stillen Teichbaude und den grotesken Felsenriffen haben uns den Weg nicht lang erscheinen lassen. Auf solcher Höhe gelegen mussten sie die Naturforscher reizen, ihre Fauna zu untersuchen — und mehrere Monate schwamm dort ein Boot, das diesen Fragen diene. Ausser den Forellen im kleinen Teiche sind keine Fische darin, wenigstens nicht jene, die wir Fische nennen, aber Tiere, sogar ganz eigenartige, wie der Strudelwurm. Und unergründlich, wie der Volksmund es behauptet, ist der Teich auch nicht. Ob er einmal in späterer Zeit noch eine andere Benutzung findet, als jetzt, wo er das Auge der Touristen labt und im Winter die herrlichsten Eisblöcke liefert, wer kann es wissen? Jedenfalls ist auf ihm zu fahren keine Gelegenheit vorhanden,

auch nicht ungefährlich, da Steine und Felsblöcke gar leicht in ihn herabgleiten können. — Ein steiler Anstieg führt in 1½ Stunden über den wunderbar geformten Mittagstein, den schon viele Turner erstiegen, auf die Höhe der kleinen Sturmhaube. Unter uns liegen die seltsamen Dreisteine, unter diesen wiederum verschwindet nun das liebliche Krummhübel, das die meisten Wanderungen auf den Kamm ermöglicht, und wir erreichen die in alter Form neugebaute Spindlerbaude, deren Weinruf einst bedeutend war, und nach ¾ Stunden die Peterbaude. Von letzteren hätten wir Hain und Agnetendorf auf vielen Wegen erreichen können, auf gebahnten und getretenen, erlaubten und verbotenen. Ein neuer auf böhmischer Seite abweichender Weg gestattet uns, der Bradler- und der Martins-Baude auf dem Wege nach der Elbfallbaude einen Besuch abzustatten (jene beiden zu den einfachen Bauden älterer Art gehörig, je ungefähr ¾ Stunden von einander), ebenso den Aufstieg nach den Rändern der Schnee-gruben mit der ursprünglichen Schnee-gruben-Baude und dem neuen betürmten grossartigen Hotel. Auf dem Weiterwege können wir nochmals vom Kammwege abbiegen und über die Wosseker-Baude in 1½ Stunde zur neuen schlesischen Baude gelangen. Von hier geht es nur 1 bis 1½ Stunde bergab am Zackenfall vorüber — und wir sind in Schreiberhau, im Thale des Zackens, am westlichen Ausläufer des Riesengebirges. Doch mögen wir nicht raten, den Kamm in dieser Weise in einem anstrengenden Marsche zu durchheilen. Man steige von der Spindlerbaude hinab nach Spindelmühl, klimme dort wieder auf die stolze Höhe des Kammes, sei es nach der Peterbaude, sei es über den Ziegenrücken oder auf dem Nebenwege zur Wiesenbaude und teile sich den Kamm, dessen Luft auch ohnedies seine rötende Kraft auf die Wangen hinterlassen wird. — Von einer Kammwanderung kann natürlich im Winter nicht die Rede sein. Es giebt ja auch im Riesengebirge „Fexe“, die, Schneeschuhe an den Füßen, mit nordischer Gewandtheit die Lehnen erklimmen und in unglaublicher Schnelligkeit hinabgleiten, und Skivereine stehen drüben d. h. in Oesterreich schon in Blüte — aber für den gewöhnlichen Wanderer giebt es im Winter doch nur die Ausflüge auf die Grenzbauden, die Prinz Heinrich-, die Peter- und die Neue Schlesische Baude. Dahin aber kommen Tausende. Aus Berlin sogar, natürlich von Breslau und Liegnitz reisen grosse Gesellschaften, die von dem Sparte gehört haben und nun darauf brennen, mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges von einer Höhe, die sie zu Fuss in 2 bis 3 Stunden, mit dem einsitzigen Schlitten in 1½—2 Stunden erreicht haben, in 15—20 Minuten sich hinabfahren zu lassen. Vorn auf dem Gefährte

sitzt der kundige Führer, die Hörner des Schlittens fest umfassend, die mit schweren, nägelbeschlagenen Stiefeln bekleideten Beine fest an die Kuffen gelegt, das Auge gespannt auf den Weg gerichtet. Sein ist die Verantwortung, und des ist er sich bewusst. Wohl kann es ein Unglück geben; aber von früher Jugend an hat der Mann einen Schlitten gelenkt, hat Holz herunter gefahren und Heu in mächtigen Lagern. Das Herabgleiten ist ihm gewohnt, wie das Wandern zur Sommerzeit, und fest sind die „Treter“, sodass sie im entscheidenden Augenblick, wenn es zu wenden gilt, oder von Anschlag zu Anschlag in der Luft zu fliegen oder über Glatteis in wahnsinniger Fahrt zu gleiten, den Dienst nicht versagen werden. Aber der Sportfreunde sind jetzt ebensoviele, die sich keinem anderen anvertrauen mögen, sondern sich lieber selbst den aufregenden Genuss des Hinabsausens gönnen, beim Aufstiege die kleineren „Sportschlitten“ auf dem Rücken, selbst hinaufwandern und hinabrasen. Was früher ein Zeitvertreib der Kinder allein war, auf kleinen Schlitten sich hinabfahren zu lassen, das ist zum Sport geworden und stählt jetzt die Sehnen Tausender, Männer wie Frauen, seitdem die Riesengebirgs-Vereins-Ortsgruppe Hirschberg, geleitet von ihrem Vorsitzenden und dem schon öfters genannten Kaufmann Zelder den „Sportschlitten“ erfand und selbst mit gutem Beispiele voranging. Reich und Arm, Jung und Alt schaut aus nach guter Schneebahn, und ist jetzt das Fahrrad ein stets willkommenes und bei Manchem fast notwendiges Geschenk zum Geburtstag und Weihnachtsfeste, so ist es schon seit 12—15 Jahren in den Familien der berggekrönten Städte und Dörfer der „Sportschlitten“, der natürlich weit billiger ist, als das Stahlross.

a. Hirschberg.

Hirschberg ist jetzt eine Stadt von rund 17000 Einwohnern. Wer sie aber danach beurteilen wollte, würde ihr Unrecht thun. Ganz nahe an ihr, nur durch den schmalen Schwarzbach getrennt, liegt Cunnersdorf, halb Dorf, halb Stadt, und an Cunnersdorf schliesst sich eine Reihe von Dörfern und Marktflecken, immer am Zacken aufwärts, so dass dem Beobachter von der Zinne der verfallenen Kynastburg eine ununterbrochene Reihe menschlicher Wohnungen von Hermsdorf bis zum Bober entgegenblitzt. Und auch über den Bober hinaus setzt sich Hirschberg fort, im Norden nach Grunau, im Nordosten nach Straupitz und Hartau. So ist es kein Wunder, wenn sich auf dem alten Markte von Hirschberg und in seinen belebtesten Strassen ein auffälliges Wogen und Hasten von Menschen und Wagen bemerkbar macht. Auch geistig trägt es

eine andere Physiognomie, als Städte derselben Grösse. Die Schönheit der die Stadt umgebenden Natur hat eine Menge höherer Beamten und verabschiedeter Offiziere, Rentner etc. hierher zu ziehen gewusst. Hirschberg ist eine Pensionopolis in seinem östlichen und südlichen Teile geworden, während im Norden und Westen grossartige Fabriken, besonders Papier- und Strohstofffabriken beweisen, welches Vorwärtstreben in ihr herrscht. Dieses frische und angeregte Leben ist nicht ein plötzlich entstandenes, leicht wieder verschwindendes. Es ist das Erbe einer reichen, ruhmgekrönten Vergangenheit. Eine alte Stadt — seit 1200 n. Chr. führt sie ihren recht schwer richtig zu deutenden Namen — zeigt sie durch ihre an der Hirschgrabenpromenade in zahlreichen Resten noch erhaltenen und an der Promenade, die jetzt einen alten tiefen Wallgraben überdeckt, dem Kundigen noch erkennbaren Mauern und Bastionen, dass sie einstens eine wehrhafte Bürgerschaft beherbergte, die im stande gewesen ist, den Angriffen selbst der Hussiten zu trotzen. Der dreissigjährige Krieg hat auch an ihr seine vernichtende Kraft gezeigt. Ein furchtbarer Brand hat die ältesten Häuser zerstört. Der siebenjährige Krieg hat den Bürgern unzählige Summen gekostet. Und doch ist die Stadt einem Phönix gleich immer wieder erstanden, und nicht etwa mit beschnittenen Flügeln, sondern immer nur noch lebenskräftiger. Die günstige Lage im Schatten des Gebirges, die herrliche Entwicklung der Weberei, zumal der Schleierweberei, der blühende überseeische Handel mit den hier gefertigten Schleiern hat Hirschberg schon vor und bald nach dem siebenjährigen Kriege zu einer Blüte geführt, die wir auch nach unseren jetzigen Begriffen noch grossartig finden müssen. Auf dem alten Markte mit seinen Lauben wohnten Geldfürsten in ungeheuer tiefen schmalen Häusern, die noch nicht alle umgebaut sind zu dem heutigen Alles nivellierenden Stil, die noch in ihren Treppenhäusern, Balkons, ihren Hallen und Gängen, in ihren marmornen Wänden predigen von der Zeit, wo die Herren von Buchs, die Menzel, die Franz und die Hess Schiffe mit ihren Schleiern beluden, den Markt in Triest besuchten, ihre Söhne in die Geschäftshäuser nach London und Paris sandten, Generäle, wie Prinz Eugen und Laudon bei sich aufnahmen, so dass jedes dieser schmalen Häuser von geschichtlichen Beziehungen zu erzählen haben würde. Und wie sie lebten, so sorgten diese grossen Kaufleute, die zuweilen auch für aufzubringende Summen in die Wirren des Krieges mitgeschleppt wurden, auch für eine würdige Begräbnisstätte. Jene Totenhäuser am Gnaden-Kirchhofe mit ihrem Barockstil, ihren kunstvollen Gittern mit der durchbrochenen Arbeit und Mustern, die noch die heutige Zeit als ebenso würdevoll

wie vornehm bewundert, und reichem symbolischen Schmuck sind für immer redende Zeugen einer glücklichen Geschäftsgebarung am Ende des vorigen Jahrhunderts, wie sie in dieser eigenartigen Gestalt nicht wiedergekehrt ist. Aber auch andere Zeugen dieser Blüte giebt es. Diese Kaufleute waren Mediceer. Dichtung und Kunst blühten unter ihrem Schutze, und die Reize der Landschaft fanden an ihnen ihre grössten Bewunderer. Das 18. Jahrhundert sah eine Dichterschule in Hirschberg, die kein Ereignis vorbeiliess, ohne es mit dem Zauber der Dichtung zu vergolden. Ob Günther in Striegau zuerst wahrere Töne anschlug und in gewandteren Versen seine Gefühle zu singen wusste oder Stoppe in Hirschberg, das wäre noch des Schweisses eines tüchtigen Hirschbergers wert zu erforschen. Hier wurden unter den Augen der „Kaufmannsältesten“ Dichterkriege ausgefochten, hier jene Bücher herausgegeben, die alle die Gedichte enthielten, welche Geistliche, Lehrer und Angehörige sich bei dem Tode eines der Sippe auszupressen genötigt waren. Hier begann ein Stadtdirektor am Ende des vorigen Jahrhunderts wüst liegende Hügel und Berge anzupflanzen, schön zu ordnen, und mit poetischen Namen zu schmücken. Und noch heute blüht das geistige Leben in Hirschberg. Er giebt keinen Gedanken der geistigen Bildung, der nicht freudig begrüsst würde und seine begeisterten Beschützer fände. Auch der Riesengebirgsverein, jene jetzt 12000 Mitglieder umfassende Gesellschaft, der es gelungen ist, die Freude an der Natur in immer weiteren Kreisen zu verbreiten und alles Schöne des Riesengebirges so zugänglich zu machen, dass von Jahr zu Jahr die Zahl der Besucher sich steigert und die Million hinter sich lässt, hat hier seinen Hauptsitz und seine Seelen, wenn auch sein Begründer, Theodor Donat, in dem benachbarten Erdmannsdorf wohnte. Dass in einer Stadt von dieser harmonischen Lage und dieser angeregten Einwohnerschaft die Musik eifrig gepflegt wird, und zwar eine Musik, die zu den köstlichen Rhythmen der Natur passt und Gott wirklich schöne Loblieder bringt und die Seele in höhere Sphären hinaufschwingen lässt, wäre wohl kaum nötig noch zu bemerken, führt mich aber zu einem kleinen Weltwunder, das alle Tage in der Sommerzeit seine Besucher findet, zu der Gnadenkirche. Denn diese Kirche ja ist es, deren Orgelkünstler in der Regel auch die musikalische Seele der Stadt besonders beeinflussen. Hirschbergs Vergangenheit ist nämlich auch in religiöser Beziehung interessant. Früh fand die Reformation hier Eingang; aber die Jesuiten trieben sie wieder hinaus. In der schönen gothischen, majestätischen katholischen Kirche war einige Zeit auch evangelischer Gottesdienst abgehalten worden — und die

benachbarte lateinische Schule von Hirschberg sah unter ihren Lehrern manchen Verbreiter der damals neuen Lehre. Aber die Kirche ward wieder Eigentum der Katholiken, in die verlassenen Räume zogen die Priester — und die Protestanten mussten sich — damals ausserhalb der Stadt — selbst eine Stätte gründen. Aber erst die Glaubenstreue eines schwedischen Königs, des Karl XII., verschaffte ihnen im Altranstädter Verträge das Recht oder die Gnade, sich eine Kirche zu erbauen, und ihre Reichtümer, mit denen sie dem Kaiser unter die Arme greifen und den Platz sich erkaufen mussten, gaben ihnen die Möglichkeit der Ausführung dieses Rechtes. Und was haben die glaubensstarken Kaufherrn Alles trotzdem noch hineingebaut, ehe sie 1709 den Bau übergaben! Einer nordischen Kirche entlehnten sie die äusseren Formen, italienische Maler liessen sie die Decke mit Heiligengeschichts-Bildern bemalen, eine Kanzel schufen sie aus Fels, nicht schonten sie des Goldes für ihre Figuren — und eine Orgel sollte in ihnen ertönen, in der an Festtagen sogar die himmlischen Heerschaaren an der Musik mitzuwirken scheinen. Und das Geschick wollte, dass auch die Baumeister etwas dazu thaten, ohne es beabsichtigt zu haben. — Denn es fand sich im Kreuzungspunkte ein Echo, so dass man auf der einen Seite der Kirche nur zu flüstern braucht, um auf der anderen verstanden zu werden; ja dass das Ticken der Uhr weithin vernehmbar ist. Und dieses akustische „Wunder“ verfehlt nicht, selbst Romanschreiber zu bestimmen, es auszunutzen zu recht ungläublichen Situationen. Noch steht dieses erhabene Bauwerk evangelischer Ueberzeugungstreue fast unverändert, noch immer sieht man die Stelle, wo der Blitz vorbeifuhr, nachdem er einen predigenden Geistlichen erschlagen — und noch immer strömen der „Gnadenkirche“ sonntäglich Tausende von Andächtigen zu, wenn auch die Zahl der Equipagen mehr und mehr sich verringert hat, die früher die gemessene Würde der wohllehrsamen Kauf- und Handelsherren zu ihrer Andacht herbeiführten. Aber auch das unschöne Gebäude in der Nähe der Kirche, welches in einem Flügel die 4 Geistlichen, in dem anderen das Gymnasium beherbergt, zeugt von dem Opfermute jener Zeit. Denn auch das „Lyceum“, in dem einst der von Europa angestaunte, gelehrte, aber den Dichtern Weimars nicht besonders gewogene Rektor Bauer, dann der grosse Pädagoge Körber regierte und der Goethefreund Schubarth lehrte, war eine Stiftung der Kirchengemeinde und ist erst später vom Staate übernommen. — Wenn wir nun vom Allgemeinen zum Einzelnen übergehen, so raten wir unseren Freunden, sich Hirschberg nicht erst anzusehen, wenn sie angelangt sind, sondern auch schon 10 Minuten

vorher — natürlich nur, wenn sie von Berlin oder Görlitz her ins Gebirge kommen — den Kopf aus dem Wagenfenster zu stecken, um das erste Ziel ihrer Reise eingebettet zu sehen zwischen den ringsum sich erhebenden, waldbedeckten Hügeln, mit seinen roten Dächern, seinen weiss-schimmernden Villen, im Vordergrund des terrassenförmig sich hinter ihm aufbauenden Gebirges. Ist es ein schöner Tag und blaut die Luft Thal und Gebirge, werden sie dann kaum anstehen, zuzugeben, dass diese Stadt den Beinamen: „Perle von Schlesien“ verdiene. Ein Spaziergang durch die Stadt kann zunächst diesen Eindruck weniger hervorrufen. Vom Bahnhofe geht man durch eine Baumreihe zur Stadt. Nach Nordosten zu macht sie schüchterne Versuche sich auszubauen, aber die Richtung nach Süden ist und bleibt doch die allein begünstigte und natürliche. Doch wir gehen nach Westen. Altertümliche Gebäude verdecken den freien Ausblick auf die Gnadenkirche in ihrem Kreuzbau. Die Totenstadt liegt weiter ab von der Strasse. An dem Gymnasium ist äusserlich nichts zu sehen; mehr auch nicht an der gegenüberliegenden kleinen Marienkirche. Links aber laden die interessanten Sammlungen des Riesengebirgs-Vereins zur Besichtigung ein. In einem stolzen Sonderbau würden sie ein noch glänzenderes Bild der Thätigkeit des grossen Vereins gewähren. Immer bewegter wird das Leben auf der Strasse. Es sind alte Häuser auf der Schildauerstrasse, aber sie haben einen Verjüngungsprocess hinter sich oder vor sich, und nicht bei allen ist er stilvoll vor sich gegangen, wie in der Mertinschen Conditorei und in dem Wehrsigschen Hause. Der Ring dagegen, hier Marktplatz genannt, zeigt sich noch in altertümlichem Gewande. Seine hohen schmalen Häuser mit den Zinnenverzierungen und den Rokokofaçaden gewähren einen fesselnden Anblick, den man sich verstärken kann, wenn man den Rathausturm ersteigt. Sein Vorgänger war einst zusammengestürzt und hatte dem alten Dichterchronisten Dr. Lindner ein langes Gedicht entlockt. Vom Markte aus folgen nach Nordwesten immer engere Strassen. Wir sind eben in dem ältesten Hirschberg, wo die Ringmauern auf die Häuser drückten. Die alten hässlichen Thürbogen sind ein Kainszeichen jener Zeit. Hätten wir von hier aus nicht die Absicht den Hausberg zu erreichen, wir würden nicht in dieses Häusergewirr hineingehen, selbst der Wunsch, die Wohnung des grossen Naturforschers Schwenkfeld, der im 16. Jahrhundert als Stadtphysikus in Hirschberg lebte, im alten Stadtdoktoren-, jetzigen „Stock“-hause in Augenschein zu nehmen, würde uns kaum in die Priesterstrasse locken, wo jetzt natürlich kein Priester mehr wohnt, auch der jüdische nicht, obgleich dort doch sein Arbeitsfeld, die Synagoge, liegt. — Das neue

Hirschberg, die Stadt der Rentiers, der Beamten und Pensionaire liegt auf der südöstlichen Seite. Im Schutze des Cavalierberges und nach Warmbrunn hinaus liegen geschmackvolle Villen, doch bieten sie dem Grossstädter nichts Neues, und dem Altertumsforscher und Culturstudenten sind sie gar nicht zu vergleichen an Reiz mit dem Innern, dem stolzen Treppenhause einer mit eisenbeschlagenen Fenstern gezierten, nach den massigen Formen italienischer Palazzi eingetheilten Wohnung eines alten Patrizier-Kaufmanns im Innern der Stadt. Aber freilich am Villenviertel liegen die Promenaden, jene kleinen Berge, Juwelle, wie sie kein Berlin oder Dresden besitzt. — Da ist zunächst der Cavalierberg mit seinen Waldungen, seinen schattigen alten, seinen lichten, aussichtsreichen neuen Anlagen, seinem idealen Turnplatz, den Jahn für den schönsten Deutschlands erklärt haben soll, und seinem noch zu erbauenden Kaiserturm, von dem der Rundblick einstens alle verzettelten Naturgenüsse auf den kleinsten Kreis vereinigen wird. Er ist nur einer der vielen kleinen Berge, die überall rundlich und waldbedeckt aus dem Boden emporsteigen, nur am Kramsta-Kreuzberge, den jetzt sein Besitzer den Besuchern entzieht, hat er einen Concurrenten und wird ihn einst auch am nordöstlich davon gelegenen Fischerberge haben, wenn dieser wirklich in den Besitz der Stadt übergehen sollte. — Da ist weiter der Hausberg, dem Cavalierberg gerade gegenüber gelegen und von der Mitte der Stadt fast in einer Viertelstunde zu erreichen. Von dem befestigten Hause da oben, in dem einst die Nimptsche und Wiese hausten, ist zwar nichts mehr zu sehen, und die Durchblicke und Medaillonansichten vom Scheitel der Höhe sind verwachsen — aber die Aussicht auf die hier von dem blauen Bande des Bobers, seiner Nebenarme und dem fast mächtigeren Zacken umgebene Stadt und die sich im Umkreise herumziehenden, immer höher werdenden Berge wird stets eine vielbewunderte bleiben. Fällt einem doch hier einmal das Schöne mühelos zu; denn eine Anstrengung bringt dieser Anstieg nicht mit sich, selbst wenn man durch den kleinen Fürstensteiner Grund an der Nordostseite des Berges sich im Zickzack hinaufschlängeln wollte. Aber der Hausberg ist nur der Eintrittspunkt für eine wirkliche kleine Gebirgswanderung, die der Riesengebirgs-Verein mit reichlichen Wegweisern, Plätzen und Bänken versehen, gewissermassen wieder erschlossen hat, nachdem am Ende des vorigen Jahrhunderts die Inkarnation des schönen Hirschbergs, sein Stadtdirektor Schönau mit gleichgesinnten, antik begeisterten, rokokoverschnörkelnden Freunden das am Hausberge beginnende Isergebirge an seinen Bodenwellen und Waldlichtungen mit Tempeln (Helikon, Apollotempel), Musentanzplätzen, Felsen (Urania), Elysium, Parnass, Orkus geschmückt oder kenntlich

gemacht hatte. Es ist ein köstliches unbeschreibliches Gefühl, so nahe bei der Stadt im duftenden Walde an rieselnden Quellen (Mirakelborn, Beckerbörndel) über schäumenden Wassern eines steinreichen Flusses, durch Gründe, über Berglehnen zu wandern nach Stellen, wo man „neun Städte“ — so lautet ein alter Hirschberger Witz; es giebt nämlich eine Vorstadt: Sechstätte — erblickt, zu hochragenden Felsgebilden, welche die Phantasie des vorigen Jahrhunderts mit den stolzen Namen „Trafalgar“ und „Gibraltar“ geschmückt hat, zum „Weltende“, wo der Bober sich so eng mit den Felsbergen vermählt, dass für einen dritten kein Platz bleibt, zum Turmsteine oder dem unheimlichen Raubschloss, von welchem freilich nur noch der Name geblieben, nach Boberröhrsdorf mit seinem mittelalterlichen, uralten, an der Wand einer alten Wasserburg wieder entdeckten Gemälde, und weiter am schäumenden Bober entlang zu dem Coulissenthal von Bober-Ullersdorf, dem pittoresken Bernskensteine, dem aussichtsreichen Ausflugsorte des in der Nähe gelegenen, im Kemnitzgrunde thronenden Bades Berthelsdorf, und endlich zu dem vornehmen Matzdorfer Park, wo man aus tiefen Gründen emporsteigt zu einem prächtigen neuen Schlosse und alten Gebäuden aus der Ritterzeit — um die Schneekoppe eigenartig winken zu sehen. — Ich darf nicht fortfahren, alle die anderen „Gebirgsausflüge“ ähnlich ausführlich zu schildern, welche der Bewohner des glücklichen Hirschberg am Nachmittage mit seiner Familie unternehmen kann, wie er den Kappenberg mit seinen Veilchensteinen, seiner „hohen Kiefer“ erklimmt, wie er über den Prinzess-Charlottenweg zum freundlichen Jägerwäldchen pilgert, den Wald zur Linken, die köstlichste Aussicht zur Rechten, wie er an den Schanzen vorbei auf dem hohen Ottilienberg erwägt, ob nicht von hier aus noch schönere Panoramen seiner Gebirgsstadt gezeichnet werden könnten, wie er endlich an der anderen Seite der Stadt im „Grünbusch“ über „Waldsteine“ und „Waldbank“ Lomnitz erreicht — es genügt wohl zum Beweise, dass die Metropole des Riesengebirges ein Mikrokosmos aller Reize des Gebirges ist. Wenn Du, mein liebes Hirschberg, erst Deine alten Friedhöfe mit ihren hässlichen Mauern, die leider nicht einmal an Cyklopen erinnern, zu Stadtparks umgewandelt hast, wenn das köstliche Gebirgswasser, das Du Dir in weiser Voraussicht vom Fusse der Schneekoppe geholt hast, erst auf weiten Plätzen auch in der alten Unterstadt springt, wenn Dein Riesengebirgs-Verein seiner Aufgabe, wie bisher, gewachsen bleibt, wie ein bildender und malender Künstler das von Gott Gewollte, Geschenke zu entsprechender Ausführung zu bringen — dann Heil Dir, mein Hirschberg, dann wirst Du Deinen Bürgern eine Quelle des Erwerbs und der Freude, Deinen Gästen ein Ort des Segens und der Ruhe sein und bleiben!

b. Warmbrunn (Hermsdorf, Kynast, Agnetendorf).

Elektrizität bringt uns jetzt in einer halben Stunde vom Inneren der Stadt Hirschberg nach Warmbrunn. Bis vor kurzem sollte Gas die Verbindung herstellen. Aber dieser Motor verdarb es mit allen, so dass er einem besseren weichen musste. Dem „Witze“ gab die Gasbahn reichlichen Stoff, und im Traume kehrt sie auch bei so Manchem noch wieder und erregt das unangenehme Gefühl des Gerüttelwerdens, des Stossens, des Erschreckens — und des Sitzenbleibens. — Und sie hatte es doch so leicht, die Gasbahn. Nur kleine Hügel unterbrechen die Ebene der Fahrstrasse, und ein Radfahrer saust nur so über die Wasserscheide zwischen Bober und Zacken bei den altberühmten „Drei Eichen“ vorbei. Es ist eine fast ununterbrochene Reihe von Häusern, durch welche die Fahrt geht. Kunnersdorf mit seinen entstehenden Grossstadthäusern mit und ohne Wasser, Herischdorf, einst vornehmer Heroldisdorf geheissen, in dem der „Scholzenberg“ mit seinem hübschen Aussichtsturme die einzige, aber wirkliche Berühmtheit ist — denn er bietet einen jener köstlichen Panoramablicke dar, wie sie nur unser Gebirge so schön und dabei so leicht gewährt und — Warmbrunn ist da. Wir merken es erst, wenn wir das mächtige, im Versailler Schlossstil Ludwigs XIV. erbaute Residenzschloss der altersgrauen Gräflichen Familie Schaffgotsch erblicken. Und wie das Geschlecht alt ist, das Warmbrunns Schicksal ward, war und ist, so ist es auch der Ort selbst. Die alte katholische Kirche, das frühere Kloster, welches jetzt die berühmte Majorats-Bibliothek mit ihren lokalhistorischen Schätzen beherbergt, auch die sehenswerten Sammlungen und Bilder, welche die Grafen Schaffgotsch in ihrem Ritter- und Wanderleben zusammenbrachten, die geschmörkelten Fäçaden aus dem vorigen Jahrhunderte stammender Badehäuser — sind immer noch interessanter, als die modernen Villen und das Kurhaus, die zu besonderem Lobe keine Veranlassung geben. Aber dessen, was Warmbrunn eignet und ihm seinen Wert nicht nehmen wird, bleibt noch genug. Ich meine nicht bloss seine Heilquellen, die schon manchen Invaliden gekräftigt, viele hundert Gelähmte wieder wandern liessen — sind es auch die Polen nicht mehr und die Russen, die, wie im vorigen Jahrhunderte, hier ein internationales Leben entfalteten, so ist es noch immer eine sich jährlich mehrende, stattliche Anzahl vornehmer Badegäste, die sich lieber hier, in ihrer schlesischen Heimat, ein Stelldichein geben, als dass sie nach Teplitz oder Gastein reisen, um für höheren Preis nicht besseren Erfolg zu

erringen — ich meine seine Promenaden, seine Anlagen, Matten, Bäume und Blicke. So lange man noch von der „Galerie“ aus, der Schöpfung eines der dramatischen Muse besonders geneigten und sich gern selbst in ihr versuchenden Reichsgrafen Schaffgotsch, hineinschauen kann in die bei der wechselnden Beleuchtung ewig neuen Reize des am Horizont sich in Terrassen erhebenden Gebirges, so lange man noch den Kynast winken, die Anna-Kapelle grüssen sehen, so lange man noch an rieselnden Wassern zu den Kymmühhäusern am Fusse des Kynast gelangen kann — so lange wird Warmbrunn nicht bloss das „Warmbad von Hirschberg“ sein, wie es im vorigen Jahrhunderte hiess, sondern eine Quelle der Gesundheit des Herzens und Körpers für alle die Mühseligen und Beladenen der höheren Stände, welche nach Stille verlangen, nachdem sie das irdische Glück genossen haben — bis zum Ueberdruss. Warmbrunn sollte in Schildern an den Häusern, in Namen der Strassen an die glorreiche Vergangenheit erinnern, in der ein Weisflog und die bizarre Gestalt G. T. A. Hoffmanns dort wanderten, in der berühmte Feldherren — auch der alte Wrangel gehörte lange Jahre dazu — ihren Rheumatismus dort heilten. Denn seine alteingesessene Herrschaft wird ihre Residenz schon selbst davor behüten, dass ihre Promenaden schattenlos enden, statt sich immer weiter bis zu dem Mignon Warmbrunns, der sagenumwobenen Burg Kynast, zu dehnen. — Freilich heisst das Dorf, das sich an den Fuss dieses Berges schmiegt, Hermsdorf und es hat auch selbst sein Schloss — das Regierungs-Gebäude, in dem der General-Bevollmächtigte des Majoratsherren seine weite Herrschaft vom Osten des Gebirges bis zum fernen Greifenstein und Flinsberg mit ihren teilweise urwaldgleichen und doch wohlgeordneten Forsten regiert — auch haben Tausende dort ihren Wohnsitz, dauernd und vorübergehend, aber der Kynast gehört doch zu Warmbrunn, wie ein neues Schloss zum alten, die verlassene Wohnung zu der bevorzugten. Aber die verlassene war schöner, poetischer. Ein Zauber, wie er den Kynast umgibt — den findet man vielleicht nur bei der „Wartburg“ wieder oder bei einer jener gepriesenen Rheinburgen. Ich erkläre Kynast als „Königsnest“, wenn es mir auch Wenige glauben und manche andere Erklärungen für unumstösslich ausgegeben werden. Eine Raubburg war es sicherlich nicht — die Ritter hätten es auch mit dem Ritt zu weit und zu unbequem gehabt, selbst wenn es sich gelohnt hätte, bis zu den Strassen, um vorüberziehenden Pfeffersäcken aufzulauern — eine Festung auch nicht — und ob die Hussiten wirklich bis zum „Wachtstein“ vorgedrungen sind, ist von der Geschichtswissenschaft nicht zu erweisen — auch ein Sperrfort nicht, denn welche Strasse lag dort, die man hätte beherrschen wollen? — es war eine alte Residenzburg

(nebenbei in Kriegszeiten ein Sicherungsort für Kirchenschätze u. dergl. in Kriegsgefahren) eines mächtigen Geschlechts, die auch einmal ein König (Karl IV.) von Böhmen besessen und bewohnt hat. Und dieses Geschlecht hat Landschaftssinn und Klugheit besessen. Wo waren ringsum so schöne Buchen? Wo eine so leicht und doch wieder so schwer zu ersteigende Kuppe? Wo so viele Tausende der interessantesten Felsen, die von unten aufsteigend fast schon eine Felsenburg bildeten, bei dem die Menschenhand nur zu bröckeln und zu ebnen fand? Nun steht sie da — diese mittelalterliche Burg, welche der Blitz zerstörte und Pietät nicht zerfallen lässt, mit ihrem Vorhof, ihrer Staupe, ihrer Pulverkammer, ihrem Turm und ihren breiten Mauerringen, und wer durch den Höllengrund zu ihr hinaufpilgert, könnte glauben, sie sei aus den Steinen geboren, und eine steinerne Jungfrau wird in seinen Phantasieen auf ihr wohnen, die kein Herz hat für Liebe und Rausch. So wuchs aus dem Stein heraus jene Kunigundensage von der unbezwungenen, von der Liebe unberührten Jungfrau, die man überall da findet, wo Felsentrümmer eine Burg bilden, wie in Süd-Frankreich und anderswo, jene Sage, die auch in dem Sprachgebrauch von der jungfräulichen Festung nachzittert. Warum diese Jungfrau gerade Kunigunde heisst? Weil zum Kynast eine Kunigunde gehört, weil eine Kunigunde tatsächlich dort gelebt als Königstochter und tatsächlich ein fremdes, aus Thüringen stammendes Geschlecht, das der „Gottsche Schof“ um die Besitzerin gekämpft hat. Nun lebt die Sage weiter. Nicht bloß Körner hat sie verherrlicht, die Industrie hat sie missbraucht — und Kunigunde bildet den Mittelpunkt aller der billigen Spässe, zu denen Schnäpse und heitere Wandererstimmung die Veranlassung geben. Sagenumwoben ist auch die historische, für eine Tragödie geschaffene Persönlichkeit des mächtigen Grafen Schaffgotsch, der in Regensburg für seine Freundschaft mit Wallenstein und seinen neuen Glauben enthauptet wurde, welche sich dann ebenfalls mit der Burg Kynast verbunden hat, denn man zeigt noch das Gelass des zahmen Wolfes, der das Lamm in der Küche auffrass — ein Ereignis, das dem Grafen sein Verhängnis verkündigte — sagenumwoben ragt der Kynast nun in alle Zeiten hinein. Er meldet von vergangenen Zeiten und ist der Neuzeit ein Offenbarer herrlicher Naturschönheit. Hügel und Berge, Dörfer und Marktstellen, Felsen und Gründe ringsum — und nach Süden die blaue Wand, in der man von der Platte des alten Wartturms immer mehr die Gleichheit störende, abwechslungsreiche Einzelheiten absondert. Trommelwirbel ertönt zwar nicht mehr beim Eintritt des Wanderers, nur auf Verlangen noch entfesselt ein Böller die echorische Gegend an dem höheren Herdberge — aber hors de concours bleibt unser Kynast für alle Zeiten.

Die Mitte.

Wir wandern von der Höhe des Kynast auf Waldpfaden, deren Menge bei der kundigen Vorsicht des Riesengebirgs-Vereins nicht gefährlich wird, vorbei an manchen intimen Reizen, dem Goldloche z. B., wo noch in unserer Zeit Räuber gehaust und ihren Raub verborgen haben sollen, über „Kaiser Wilhelm-Baude“, durch das obst-, namentlich kirschenreiche Gelände von Saalberg auf der Höhe über Giersdorf, das durch das Fiebighthal zu erreichen wohl des Schweisses der Edelsten wert wäre, nach dem Hauptorte der Gebirgsmitte, dem stattlichen, immer weiter nach der Spindlerbaude zu steigenden „Hain“, das an dem alten Gebirgswege liegt, der von hier über jene Baude nach Spindelmühl führt. Hier und da liegt wohl schon eine moderne Villa, und alte und neue Gasthäuser ringen um die Gunst der Wanderer — aber im Grossen und Ganzen sehen wir noch die kleinen Bauernhäuschen auf den grünen, herrlichen Matten und Halden in ihrer freiheitliebenden Vereinzelung uns zum Verweilen laden. Dort muss es traulich selbst im Winter sein an den „Spinnabenden“, deren getreues Abbild wir im Sommer im „Theater“ bei Oblasser bewundern können. Das „Mittelwasser“ (Hainwasser) rauscht von der Höhe, es thut einen verschwiegenen tiefen Fall, und Mutter Natur hat imposante Steingruppen in die Nähe gelegt, dass dem Maler das Herz aufgehen sollte, wenn er sieht, wie die Sonne im Walde spielt, in die schillernden schnellen Wasser taucht und die Felsgebilde als Wächter des friedlichen Idylls dieses fernhalten vom Staube der Landstrasse. Aber wo ist Staub in Hain? Würzig und gesund ist die jungfräuliche Luft, die vom Kamme herunter weht, und Zeichen der Ermüdung sind selten den heiteren Wanderern beider Geschlechter anzumerken, die jeden Nachmittag in der Lage sind, ein anderes Thal zu besuchen, einen neuen Blick zu finden, an einem Stein ein neues Profil zu entdecken. Wenn schon im Riesengebirge einem Orte die Bezeichnung: „Goldene Aussicht“ bereitwillig gewährt wird, wo doch auf jedem Hügel das Auge sich sättigen kann, wie schön muss es da sein, wie viel interessante Reiz- und gefällige Ruhepunkte muss das Auge da finden? Es lockt vor Allem das „Bächelethal“, es laden die „Baberhäuser“, es breitet sich immer weiter nach Osten hin aus der „Rote Grund“. Wer in diesen wohlgepflegten Wäldern wandelt, bergauf, bergab, und die Hütten und Häuser sieht auf den Höhen, und wie Rinnsale von Stein zu Stein hüpfen, kann träumen, er wandere in Thüringen. Diesen Charakter

trägt jene ganze hügelige Landschaft, die sich von Hain ostwärts über Seidorf, die Annakapelle und Stonsdorf bis nach Hirschberg ausbreitet. So dicht ist der Wald nicht, dass er nicht die Blicke schweifen liesse auf jenes Kirchlein mit der Quelle des reinsten, einst berühmten Wassers der heiligen Anna, von dem man sich erzählt, dass es noch heute in Bütteln zum Gebrauche ins Schloss nach Warmbrunn getragen werde, oder auf das neue Jagdschlösschen der „Heinrichsburg“, die ein kunstliebender Prinz Reuss, ein Mitglied der Dynastie Reuss j. L., die noch heute einen Teil des Jahres in dem altersgrauen Schlosse zu Stonsdorf residiert, erbauen liess an einer Stelle, von wo der Weg auf den Gipfel der Schneekoppe selbst dem unbewaffneten Auge fast greifbar erscheint. Aber auch so licht ist der Wald nicht, dass man nicht lange Wegstrecken in kühlem Schatten schreiten könnte, nur von Bäumen umschlossen, in einem Kranze von Beeren, Eriken und stolzen Farren. Natürlich hat es der Mensch nicht der Natur gegenüber an sich fehlen lassen. Wo der „Predigerstein“ an die Tage der „Buschgottesdienste der unterdrückten Protestanten“ erinnert, wo der „Hainberg“ sich erhebt, wo der wunderbare Naturpark des Prinzen Reuss alle Reize der Gegend vereinigt, wo Höhlen und Grotten in wunderlichen Felsformationen den „Prudelberg“ bei Stonsdorf auszeichnen, den Berg, der da bestimmt ist, einen deutschen Felsenmann, des Fürsten Bismarck Denkmal, zu tragen — überall haben die Menschen Tempel der Andacht geschaffen oder Erquickungsstellen eingerichtet, welche längeren Aufenthalt oder einen „Bügeltrunk“ ermöglichen. Nur noch eins, ehe ich diese lieblichste der lieblichen Auen verlasse: das, was sie zu dem Vordergrund des höchsten Gebirges Norddeutschlands macht und ihnen zum thüringischen Landschaftscharakter noch den Reiz des Erhabenen fügt. Wer nicht von Hain aus die tiefste Einsattelung des Kammes auf sorgfältig gebahntem Wege erreichen will — es fliesst trotzdem reichlich der Schweiß, und oben will man es nicht glauben, dass es nur zwei Stunden heissen Ringens gewesen — der ziehe über die Baberhäuser an der grotesken Thumsahütte vorbei, vorbei an den Silberfällen, die aber sich häufig nicht blicken lassen, und suche sich selbst einen Pfad auf den Kamm. Freilich wird er manchmal über Knieholz voltigieren müssen und den Moorgrund an den Füßen mit-schleppen — aber es ist reizvoll, wenn auch nicht jedem zu raten. Sicherer ist es, auf der alten Koppenstrasse zu ziehen, welche die Jahrhunderte geheiligt haben: über Seidorf nach der Annakapelle und Kirche Wang, die man aber auch links liegen lassen kann, wenn das höchste Ziel zu viel Nervenkitzel bereitet.



Der Ostflügel.

e. Schmiedeberg (Landeshut, Liebau, Adersbach, Weckelsdorf).

Man kann bis an den Fuss des Gebirges, bis nach Schmiedeberg mit der Nebenbahn von Hirschberg heranzufahren, und die Eisenbahnfahrt wird für den, der sich rechts gesetzt hat, eine Kette schöner Blicke bieten, ohne dass der, dem sein Schicksal das linke Fenster beschieden, ganz enttäuscht würde, denn der Ruinen- und Kreuz- gekrönte Molkenberg bei Eichberg, der Kapellenberg und seine Nachbarn, dann der langgestreckte Rücken des Ameisenberges bei Zillertal, den man in Gneisenau-berg umzutaufen versucht hat, der Schlüsselberg bei Schmiedeberg sind kein schlechter Ersatz. Ja, man wird in ganz kurzer Zeit auch von Landeshut her auf Bahngleisen nach Schmiedeberg fahren können und die immerhin stundenlange Fusswanderung von dort, sei es über den Pass an dem ob seines Landmanns, des Riesengebirgs-Forschers Weigel, vom vorigen Jahrhunderte berühmten Haselbach vorbei, sei es über die Marmorbrüche Rotenzechau, die imposanten Friesensteine und die „herrliche Buche“ wechseln können mit der beschleunigten Bahnfahrt. Mag der Sommerfrischler in Schmiedeberg dann oder in dem nahegelegenen „Hohenwiese“ seine Nachmittage in den Wäldern der Buche und des Ausgespanns zubringen und sich durch die Aussicht von dort in die Thalkessel der Eglitz und Lomnitz und auf den so nah liegenden Kamm des Gebirges über die vielleicht weniger städtische Verpflegung trösten, die er dort oben findet, wohin man in Erwartung anderer schöner Freuden schon im vorigen Jahrhundert dichtend und schwärmend so gern gezogen, unten dagegen in dem eine Meile langen, von dem alten Magnet-Eisen-Bergwerk fast in ununterbrochener Häuserreihe sich herabziehenden, dennoch nicht volkreichen Städtchen Schmiedeberg wird er auch die kulinarischen Leckerbissen finden, deren er vielleicht nicht auf die Länge entraten kann. Grosse Hôtels künden von dem regen Besuch, den die hübschen, sich bis zur Tannenbaude und zum Kalkofen hinziehenden Anlagen, den das inmitten eines von vornehmerm Geschmack zeugenden Parkes gelegene stille, ephemerumranke, kleine alte Schloss Neuhof

ausübt. Früher allerdings hat Schmiedeberg noch bessere Tage gesehen. Grosse, palastähnliche Häuser mit riesengrossen Gärten und hübschen Teichen werden noch auf Jahrhunderte hinaus von der Blüte des Leinenhandels, von den Erfolgen des Bergwerksbetriebes, von dem Interesse des „alten Fritz“, der nicht selten dort weilte, zeugen, und der Park des Schlosses Ruhberg bleibt immer ein Ort, der eine pietätvolle Erinnerung wachruft an das auf reiner Herzenseigung beruhende Verhältnis des späteren Kaisers Wilhelm I. zu der Prinzessin Luise Radziwill. Es war nicht nötig, dass die ungalante Forschung uns um das schöne Märchen von dem gebrochenen Herzen der schönen Prinzessin gebracht hat, dass sie einen Fürsten Schwarzenberg bei ihr eine fast noch schwärmerischere Liebe finden liess; jedenfalls hat Kaiser Wilhelm den Ort seiner Jugendträume nie mehr aufgesucht. Erst die neueste Zeit sah wieder die Hohenzollern in unsere Riesengebirgstäler zurückkehren. Kaiserin Auguste Viktoria besuchte Schmiedeberg nach der gewaltigen Ueberschwemmung vom 28. Juli 1897, und Kaiser Wilhelm II. half aus demselben Anlass in Krummhübel die Wunden heilen, die die wütenden Gebirgswasser der Eglitz und Lomnitz an dem dortigen Gebirgsflügel, das Mittelwasser in Giersdorf, der Zacken in Petersdorf und Warmbrunn, der Bober in Hirschberg und der Queiss unterhalb des Isergebirges in unendlich kurzer Zeit geschlagen hatten. Aber die hohe Schwester unseres Kaisers, die Erbprinzessin von Meiningen, hatte schon früher die lange vereinsamten Räume des Erdmannsdorfer Schlosses vorübergehend bezogen, war Zeuge jener Katastrophe gewesen, Retterin und Helferin in den Nöten und dadurch für immer mit jenen Orten verwachsen, die das Andenken an die hohe Frau in „Charlotten“-Wegen und Brücken festzuhalten beschlossen. So ist denn wohl für immer die kaiserlose Zeit für das Lomnitz- und Eglitz-, Minze-, Fischbach- und Boberthal vorüber. Auf dem stillen, melancholischen, wasserumgebenen Schlosse zu Fischbach — es ist im Stile normannischer Ritterburgen erbaut — lebte einstens ein Prinz Wilhelm, ein Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., schlicht und recht, wie ein Edelmann unter seinen Bauern. Seine Tochter wurde Königin von Bayern. Nicht zu ihrem Glück verliess sie das eigenartige Thal unter den pittoresken Spitzen der fast überall sichtbaren Falkenberge. Ihr hoher Bruder Adalbert hat wohl den Grund zu seiner Admiralscharge auf den rohrbewachsenen Teichen gelegt, an denen die Reihen der hundertjährigen knorrigen Eichen vorbeiführen. Es ist dann still geworden in den Räumen, welche pietätvolle Erinnerung in derselben Einrichtung belassen hat. Die Grossherzogin bei Rhein ist selten

gekommen, ihr Enkelsohn der Grossherzog hat dieses Juwel nur einmal besucht, und ihre Enkelin Irene mag wohl nur Stunden hier gewilt haben, passte doch auch die Stimmung in jener Zeit der ersten Wochen ihrer Ehe wohl nicht in dieses ernstere Denkmal einer Gefühls- und Anschauungsweise eines vergangenen Jahrhunderts. Nun stehen die Kanonen noch hier als Zeichen der Erinnerung an den Prinz-Admiral, noch liegt tief verborgen ein mächtig ausgebreiteter Park, die Mariannen-Cottage, noch ragt aus der Ebene auf der Waldemarturm, noch tragen die Falkenberge das Kreuz, den Löwen und den Adler, welche fürstliche Munificenz für alle die herrliche Naturpracht errichtete, die von hier aus sich dem Beschauer entgegenbreitet — und niemals wird diesen geweihten Orten die Schaar nach Stille lechzender Naturfreunde fehlen, die hier ein Buenretiro finden, wie es idyllischer kaum zu denken ist. Darin hat es fast das stattlichere, königlichere Erdmannsdorf, nach welchem eine „Königsstrasse“ führt, überflügelt. Das vornehmere Schloss, die stilvollen Kavalierhäuser, die grossen Teiche, der breitere Park und die an „Hof“ erinnernde Kirche lassen freilich gerne glauben, dass einstens hier Friedrich Wilhelm III. und IV. Wohnung genommen und — der letztere besonders — für das Thal in eigenartiger Weise gesorgt — aber, als die königlichen Herrschaften lange Zeit ausblieben, weil Preussens Adler immer weiter rauschten, da hat lange Zeit auch Erdmannsdorf wie Dornröschen geschlafen, blieb es auch schön wie ein Röschen. Immer näher rückte ihm Zillerthal, jene Neugründung auf schlesischer Erde, wo die protestantischen Tyroler im Jahre 1837 ein gesichertes Vaterland gefunden haben. Hier sieht man deshalb noch heute die schmucken Tyrolerhäuschen mit ihren Lauben, wenn auch nicht mehr die Tyrolertracht. Ausgestorben sind die alten, herübergekommenen mit ihrer Glaubenstreue und Gemütlichkeit, heimgegangen auch fast schon ihre Söhne. Ihre Nachkommen sind meist Schlesier geworden — und ich lasse dahingestellt, ob sie dabei gewonnen oder verloren haben; einige sicherlich, welche nach einem ruhmgekrönten Leben draussen „im Reich“ zu der bäuerlichen Scholle des Vaters zurückgekehrt sind, haben eine glückliche Vereinigung der guten Eigenschaften beider Stämme.

Ein lauschiger Weg am Eglitz-Ufer führt uns von Zillerthal nach Buchwald, dem reizenden Wohnsitze der Nachkommen der gräflich Redenschen Familie, welcher das Thal den berühmten, grossartigen Park zu verdanken hat, mit seinen ausgedehnten Wasserspiegeln, seiner Abtei, seinem Pavillon, der Kesselburg, dem Kläber-Denkmal u. a.

Ich kann aber den Osten unseres Gebirges nicht verlassen, ohne dass ich einer der Hauptpartien gedenke, die kaum Einer zu machen unterlässt, der ins Riesengebirge reist. Und doch ist es nicht das Riesengebirge, wohin er über Landeshut—Schömberg (jetzt auf der Eisenbahn) — Altendorf oder über Liebau oder über Trautenau oder über Fellhammer, Friedland (bei Waldenburg) gelangt. Es ist das Elbsandstein-Gebirge, dessen kühne, fast tollkühne und unglaubliche Gestaltungen er in Adersbach, dem lieblicheren, und in Weckelsdorf, dem grossartigeren, kennen lernen will. Seit sie entdeckt sind — bei Weckelsdorf ist es nicht so sehr lange her, und ein Waldbrand war der Führer zu solchen Ueberraschungen — hat sich eine Völkerwanderung in diese Felsenstädte ergossen, und selbst ein Goethe, der Naturkundige, hat hier gestaunt. Man weiss an jenen Stellen aber auch, was man an den Steinen in den Wäldern besitzt, und ist für jeden auch noch so grossen Anlauf gewappnet. Da sind Hôtels, da sind wohlgeschulte Führer, da sind Trompeter, die ein siebenfaches Echo wecken, da sind Redner, die Gedichte aufsagen, welche das Echo prompt weiter giebt, da sind Leiermänner, welche Orgeltöne in Felsenkirchen ungesehen hervorzaubern, und Schiffer, die auf Nachen über hochgelegene Seen fahren, und noch mancherlei Anderes. Alles ist wohl, ja, fast möchte ich sagen, zu wohl geordnet. Wie es in den Weltbädern, in den internationalen Gasthäusern Alles am Schnürchen geht und bei den hohen Oberkellnern in den tadellosen Fracks sich nie ein Zug der Verwunderung, der Teilnahme, der Individualität zeigt, so ist man hier in den besten — und doch etwas steif gewordenen Händen. Die Führer machen immer dieselben, teilweise wirklich guten Witze, und die Aehnlichkeiten, welche sie finden, sind schlagend, der Meeressand — so weiss ist er dort unter den Fichten — ist untadelig, die Bäume wachsen überall, selbst auf den steilsten, scheinbar krumelosen Felsen, man sieht Adler aus Stein und Profile berühmter Männer unbeweglich. Wasserstürze brausen tosend herab — man geht durch Felsenspalten — Alles verläuft ohne Gefahr; man hat in der That gestaunt und die nagende Kraft des Wassers bewundern gelernt — aber man sehnt sich dann wieder hinaus in einen weniger „versteinerten“ Wald. Denn gar nicht so weit von diesen Steinriesen, bei Radowenz, giebt es wirklich einen versteinerten Wald, der freilich den Naturforschern interessanter ist als dem waldduftdürstenden Wandersmann. — Wir sind im fernsten Osten des Gebirges, und was wir sehen, sind meistens schon die originellen Spitzberge des Waldenburger Berglandes, aber wie kommen wir zum Riesengebirge zurück? Wollen wir in Schömberg die berühmten Würstchen essen und an

der Seite des Schwarzwaldes des Rabengebirges entlang pilgern durch die liebliche Sommerfrische Ullersdorf mit seiner von Wallfahrern oft besuchten Vierzehn-Nothelfer-Kirche, nach der preussischen Grenzstadt Liebau, der das Rabengebirge Ehre, Reichtum und Freude ist, deren Bewohner auf dem heiligen Berge und im Liebethal die Fürsorge des Riesengebirgs-Vereins bewundern, oder wollen wir die Eisenbahn benutzen, durch die „preussischen Thermopylen“, um in der Fouquéstadt Landeshut und auf ihrem Burgberg, in der Klosterstätte Grüssau und in dem heiligen „Bethlehem“ die Schönheit der Natur und den frommen Sinn der Bewohner, auch die überraschende Höhe ihrer kirchlichen Kunst und Malerei zu bewundern? Diese katholische Enklave ist allerdings landschaftlich eine Perle in dem reichen Kranze, den Silesia trägt. Wir können ja auch von hier leicht nach Städtisch-Hermsdorf am Fusse des Riesengebirges gelangen, um von dort nach fleissigem Steigen die grosse fahrbare Strasse im Dunkel des Waldes nach den Grenz- oder nach den Forstbauden zu erreichen, von denen im Winter grosse Scharen von Schlitten nach Schmiedeberg sausen. Diese Grenzbauden, der höher liegende Teil von Klein-Aupa, sind ein typischer Gebirgsort. Auf einer grünen Matte zwischen dem Schmiedeberger und Kolbenkamm gelegen, bieten sie einen freundlichen, einladenden Anblick, sind sie eine begehrte Sommerfrische, und nicht bloss durch die Güte des Ungarweins, den man dort schänkt. Der schöne, sehr empfehlenswerte Tabaksteig verbindet sie mit den Forstbauden und dem nahe der an den Berghängen verstreuten kleinen Ortschaft idyllisch gelegenen Wirtshause, das die Blicke in das Schmiedeberger Gelände, ja bis nach Hirschberg und weiter schweifen lässt. Ich kann es dem alten berühmten Schauspiel-Direktor Hase nicht verdenken, dass er die alternden Kräfte in der würzigen Luft der Forstbauden jung badete und alljährlich zu ihnen zurückkehrte.

d. Krummhübel.

„Schwing' Dich auf, mein Lied zu einem hohen Sang.“ So würde ich sagen, wäre es ein Lied. Nun aber muss ich schon meinen Weggenossen bitten, sich auf die Schönheiten Krummhübels erst durch kleinere vorzubereiten. Gehen wir zurück auf den Bahnhof Zillerthal; denn ich schlage doch vor, die Bahn zu benutzen, ist es auch nur eine Kleinbahn, deren Wagen in gewaltigen Kurven die Rückfahrt

von Krummhübel ohne Dampf rollen, und wenn es auch ein Paradies ist, durch das wir wandern würden. Arnsdorf bietet ja gewiss auch viel, und seine Höhen sind geziert mit hübschen Bauden, welche ein wüdziger Wald umrauscht — dass hier eine köstliche Fernsicht ist, wer braucht das erst zu erwähnen? — aber es ist doch ein weites, staubiges Stück Wanderung auf einer sonnigen, nur einmal durch Wald führenden Landstrasse an einer einsamen, aber schönen Statue des Kaisers Friedrich III. vorbei, und die Königin „Krummhübel“ verlangt völlige Genussfähigkeit. „Königin“ war sie stets, aber sie war bis vor 30 Jahren noch nicht als solche erkannt und gewürdigt. Das damals so unscheinbare Dorf lag zwar auch schon natürlich unter der grade aufragenden imposanten Höhe der Schneekoppe wie ein Alpendorf, hatte zwar auch schon seinen natürlichen Aussichtspunkt in dem kegelförmig aufsteigenden Pfaffenberge, dem kecken Zwerge unter den umgebenden Riesen: es rauschten dort auch schon die Wässer der kleinen Lomnitz, die vom Koppenplan eine unruhige Fahrt machen, und der grossen Lomnitz, welche das kalte Teichwasser ins Thal führt — aber berühmt war Krummhübel doch nur als das Dorf der Medicin- oder Wurzelmänner, der Zölfel und Exner, welche mit dem gelehrten Namen der Laboranten bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts noch weit und breit auf den Jahrmärkten ihre Tränke verkauften, die sie nach uralten Recepten aus Gebirgskräutern für alle möglichen Krankheiten bereiteten. Sie gehören der Vergangenheit an. Die Apotheker haben ihre Erbschaft angetreten; freilich sind sie gelehrter und unserer Cultur näher, ob aber auch reicher? Wie ist Grund, Boden und Haus gestiegen, den heute die Nachkommen jener bescheidenen Männer bewohnten, seitdem der Natursinn ein anderer geworden, seitdem das Auge angefangen hat, das Grossartige schöner zu finden, als das Liebliche, seitdem man immer kecker in die Geheimnisse Rübezahls vorgedrungen ist, seitdem es geradezu Mode geworden, das „excelsior“ zu verstehen von dem immer grösseren Vordrängen zur Höhe! Wird auch Krummhübel einst weniger Mode sein? Wird das die Lehne hinauf bis zur Kirche Wang sich hinziehende, jetzt schon mit Villen besetzte Brückenberg auf Krummhübels Schultern zur gepriesenen Alleinherrschaft steigen? Eher möchte ich glauben, die alten Laboranten erstiegen wieder vergnügt dem Grabe, und der Menschheit käme wieder das Verständnis für die Säfte in den frischen Blüten im Gebirgswalde. Krummhübels Reize reichen noch für Generationen. Alle die hübschen im Gebirgstil erbauten Hôtels und Villen an der Strasse, die Lehnen im Walde, die Matten werden in ihren weiten Räumen nicht blos die Wanderer aufnehmen, die im Sommer

in unabsehbaren Zügen sogleich nach dem „Höchsten“ streben, sondern auch jene, die in dieser stärkenden reizenden Gebirgsluft, in diesen endlosen Wäldern, in diesem mässigen Steigen, in den alpinen Blicken nach Süden, und dem lieblichen Ausblick nach Norden für Tage und Wochen Genüge finden. — Von hier aus geht man an dem durch Fontanes Roman: „Quitt“ bekannten Wolfshau und dem pittoresken Gebilde der Rabensteine vorbei in den köstlichen Melzergrund, in dem ein 2—3 stündiges, nicht anstrengendes Wandern zur Höhe der Riesenbaude führt, nicht, ohne dass wir mit schweigender Bewunderung gelernt haben, dass es auch in Schlesien Stellen giebt, wo eine kalte, steinbedeckte, in den Himmel ragende Wand plötzlich so mächtig vor das Auge tritt, dass man erschauert, wie kaum in den Alpen. Von Krummhübel aus geht man auch den einsamen, steilen Pfad über das „Gehänge“ auf den Kamm. Es giebt deren immer noch hunderte, die den nächsten Weg den besten nennen und den Ochsen sogleich bei den Hörnern packen. Und es ist auch kein Wagnis. Krummhübel selbst ist schon hoch genug, als dass man nicht die 1000 Meter in 2 Stunden erklettern könnte. — Von hier aus geht man ferner auch durch den Seifengrund nach der Hampelbaude — auch an der Lomnitz vom Waldhause hinauf gelangt man dahin. Von hier aus endlich über die Seifenlehne führt der „gewöhnliche“ Aufstieg zu allen Schönheiten des Kammes, die Strasse, die von Baude zu Baude, vom Wald in die Oede, von Steingebilden zu Steingeröll führt, eine Strasse, wo keine Wegweiser zu stehen brauchten, wo der Wanderer den Wandersmann lehrt und ablöst, wo die Jauchzer der Freude erschallen, wo leider auch — das Frühstückspapier der früher Aufgebrochenen den Weg weist. Wir würden diesen in seiner Schönheit unvergänglichen Weg dennoch nicht führen, oder würden wenigstens bald aus Brückenberg links in den schattigen Wald abbiegen, ein Weg, der uns eher in die Schlingelbaude führen würde, läge nicht auf dem geraden Wege eine Merkwürdigkeit, wie sie nur unser Gebirge hat. Hoch oben auf der Höhe liegt ein Kirchlein — früher, ehe noch die eleganten und schönen Hôtels sich die Orte aussuchten, war es überall her vom Thale aus zu sehen — alt — denn seine ältesten Teile sind aus dem 12. oder gar 11. Jahrhunderte — klein — denn die zerstreuten Gebirgsbauden sorgen wohl kaum für allzu viele Kirchenbesucher — aus Holz — muss es nicht aus Holz sein, da es mitten im Walde steht? — schön und reich geschmückt mit Schnitzereien, wie es sich für einen solchen Ort ziemt und für Bewohner, die an den langen Winterabenden in der Behandlung des Holzes, namentlich Tiere zu schnitzen, Meister geworden sind. Von dieser Kirche möchte man darum annehmen, besonders ehe man

die doch etwas fremdartig anmutenden Dachverzierungen und den italienischen Glockenturm erblickt hat, sie sei aus dem Orte selber gewachsen, sie gehöre zur Gegend wie die Bäume und Felsen ringsum, oder besser wie die Hütten davor auf den Matten — und doch erst der Wille eines Königs, und erst das Jahr 1842 hat sie entstehen sehen. Einst stand sie — noch sagt es der Name — am Meere Norwegens; zerfallen deutete sie nur wenig noch die Kunst Einards an, der sie schnitzte — dem Untergange war sie geweiht — und König Friedrich Wilhelm IV. rettete sie. Seine romantische Gesinnung folgte gern dem Rate eines kunstverständigen Mannes (Dahl). Und als es sich um den Platz handelte, da traf er auch hierin wieder die richtige, beste Ratgeberin in der ihr Gebirge kennenden, ihre Landsleute verstehenden, innerlich frommen Gräfin Reden von Buchwald, deren edles Profil nun den Marmor an der Felswand dort oben schmückt. Gewiss ist vieles nicht alt, aber die Schnitzereien sind es am Haupteingang besonders und die für die norwegischen Kirchen charakteristischen Tierköpfe mit weit geöffneten Rachen an den Dachfirsten. Auf den beiden unteren Pfosten, welche die Thüröffnung einfassen, ruhen kleine Löwenfiguren, während die Umrahmung des Haupteinganges ein reich verziertes Flechtwerk von geraden und gewundenen Linien aufweist, aus dem als Hauptmotiv ein geflügeltes Ungetüm hervortritt. Ein „Laufgang“ schützt das Innere der Kirche vor allzu grosser Kälte. Denn zu Zeiten mögen wohl die Stürme arg hier hausen, und Pastor oder Kantor von Wang zu sein, gehört doch wohl nur zu den Wünschen, die man im Ueberschwange des Gefühls äussert, wenn man von dem Rande dieses poetischsten aller Friedhöfe auf alle die Berge, Hügel, Dörfer hinabblickt, die sich dem Betrachter in wunderbaren Lagen zu Füssen schmiegen. Wer äussert da nicht den Wunsch, einst hier begraben zu liegen? Aber ernst ist es damit doch wohl keinem: denn ich sehe nur wenige Gräber, und alle mit recht einheimischen Namen. Kirche Wang aber bleibt in ihrer Umgebung ein Stimmungsbild, wie es wenige auf der Welt giebt. Hier predigt die Natur selbst von Freud und Leid, wie sie erhebt und begräbt, wie sie begeistert und beruhigt. Auf diesem Friedhofe weicht die fröhliche Wanderlust einer religiösen Erbauung. — Aber nahe sind die Stätten, wo die menschlichen Gefühle sich wieder hervorwagen. Wang-Hôtel, die Brotbaude und was sich sonst dort angesiedelt hat, um dem Menschen das Notwendige und Erfreuliche zu spenden, sind die vermittelnden Stationen, die Seele wieder in das Niveau zu führen, aus dem sie nur auf Minuten emportauschen will.



Der Westen. a. Schreiberhau.

Wer ist schöner, der Osten oder der Westen des Gebirges? Krummhübel oder Schreiberhau? Wie oft hört man diese Frage! Ich muss dann daran zurückdenken, wie wir uns als Gymnasiasten stritten, ob Göthe oder Schiller grösser sei. Und auch unsere Zeit hat es erleben müssen, dass man Kaiser Wilhelm I. und Bismarck nicht jeden in seiner eigenartigen Grösse erkennen, sondern durchaus mit einander vergleichen wollte. Unsere Antwort ist kein Orakel: Jedes ist in seiner Art schön. Wie der Osten die höchste Erhebung trägt in der alles überragenden Schneekoppe, so ist auch Krummhübel dem entsprechend grossartiger, alpiner, von stillerer Grösse. Wie der Westflügel in der reicheren Gliederung, in den gewaltigen Einbuchtungen der Schnee gruben, in den mehr malerischen Kuppen pittoresker sich darstellt, so ist auch Schreiberhau menschlicher, lieblicher, mehr ein Idyll als ein Epos. Hier ist darum schon längere Zeit die Hand der Civilisation erkennbar und thätig. Schreiberhau's Reize fanden früher Bewunderung, als die ihrer erstern Schwester. Schon lange ergoss sich dorthin der Strom der Reichen, die sich auf den grünen Matten Landsitze erbauten und den Wald immer mehr zurücktrieben. Und bis jetzt hat die Anziehungskraft Schreiberhau's nicht nachgelassen. Immer schöner werden die Villen, immer grösser die Parks. Nicht Marienthal allein mehr kann die Zahl der Sommer-, Herbst- auch Winterpilger fassen, das Weissbachthal, Nieder- und Mitteldorf Schreiberhau, die Kochelhäuser, die Kolonie Zuckerschale u. a. müssen aushelfen. Und es ist nicht abzusehen, wann darin je ein Wandel eintreten sollte. Bald wird der Dampfzug über die Schönheiten der Zackenkönigin hinweg führen, bald wird Schreiberhau auch mit Böhmen und seinem schönen Reichenberg verbunden sein — und nie werden die Menschen auf allen den Bodenwellen und Hügeln in der Mitte des freundlichen Thales ungeblendet von der Schönheit des lachenden Bildes dastehen. Schöngepflegten Wald vor sich

und um sich, gekrönt von der interessanten Gestaltung des Pferdekopfes an dem massigen Reifträger, flankiert von dem stolzen Beginn der Iserberge im Hochstein, durchrauscht von rieselnden Bächen, wird Schreiberhau nicht bloß der sogenannten höheren Gesellschaft, den oberen Zehntausend Berlins, sondern auch allen anderen eine Quelle reiner Freude sein und in dankbarer Erinnerung bleiben. Wie nah ist doch die liebliche „Josephinen-Hütte“ mit ihrem weltberühmten Glas! Wie leicht steigt es sich auf frischen Waldwegen zum Zackenfall, der ja richtiger Zackerlefall heißen sollte und noch poetischer wirken würde, wenn das Aufziehen der Schleuse nicht nötig wäre. Aber imposant ist sicherlich das Schauspiel, wenn die Wassermenge zu Gischt verstäubt die hohe Felswand herunterbraust und dem trotz seines sicheren Standpunktes doch unwillkürlich zurückweichenden Beschauer fast den Atem benimmt. Wasserfälle sind eigentlich nicht der Stolz unseres Gebirges, aber was es daran bietet: der Kochelfall in seiner grünen Wohnung, der Zackenfall in seiner engen Felsrinne, der Elbfall in seiner dem Kamm entsprechenden Majestät, der Pantschefall in seiner Schlangengestalt, der Pudelfall in seiner Verborgenheit und der verschwegene traute Hainfall, es ist seiner nicht unwert. Man sollte sich die wanderlustige Stimmung nicht durch die paar Pfennige stören lassen, die man für das Öffnen der Schleuse bezahlt. In der Schweiz und wo sonst noch Wassermengen zerstäuben, werden auch bunte Gläser bezahlt, mit denen man das Schauspiel sich nur wenig erhöht, oder die Preise der Speisen und Getränke enthalten in sich den Zoll, den man hier wahrheitsliebend genug ist, für die Mühe zu fordern. Hat uns doch am Zackenfall der Riesengebirgs-Verein umsonst den Zugang zu dem Grunde verschafft, danken wir es ihm doch, dass wir auf eisernem Steg zwischen gewaltigen Felswänden bis in das von den Strömen ausgewaschene Becken hindurchdringen können! — Wie Krummhübel reich ist an Wegen, auf denen man bequem zu den Schönheiten des Kammes hindurchdringt, so ist es auch Schreiberhau. Nur einer Stunde bedarfs noch vom Zackenfall — und man ist bei der Neuen Schlesischen Baude, dicht am Kamm, auf dem man in 1½ Stunde hinwandert zu den Schnee gruben. Aber es ist fast mehr geraten, von Schreiberhau sich zur „alten Schlesischen Baude“ zu wenden. Man erreicht auf kürzerem und grossartigerem Wege das begehrte Ziel. Auch für das Isergebirge ist Schreiberhau ein geeigneter Ausgangspunkt. Wer sich den steilen Weg auf den Hochstein hinaufgewunden hat, sieht eins der schönsten Bilder, das selbst der Phantasie kaum noch eine Verschönerung möglich macht — und anheimelnde Pfade tragen ihn über die Iser

bergauf, bergab an der Abendburg vorbei zur stillen Ludwigsbaude vor dem weissen Flins, der schon auf das nicht mehr so entfernte, am Quicisse gebettete, von der Höhe sich abwärts ziehende Flinsberg vorbereitet.

Doch uns hatte es die Schönheit Schreiberhau's zu sehr angethan. Wir haben uns im Eifer über die Orte weggeschwungen, die uns auf diesen Genuss vorbereiten, und dabei doch auch selbst nicht der eigenen Reize entbehren. Wer sich in Hermsdorf in der Nähe des Kameralamtes des Grafen Schaffgotsch, des Verwaltungsschlosses, befindet, hat zwei Hauptwege, zur Zackenkönigin zu gelangen. Da ist zunächst die Chaussee, welche über Petersdorf in sanften Windungen hinaufführt. Zunächst ist sie nicht schön. Links liegt der „Sabrich“, rechts bleiben in der Ferne die Dörfer Wernersdorf, Kaiserswaldau, beides Fortsetzungen der an der „Kummerharte“, dem „Popelberge“ und dem „Besserberge“ gelegenen Ortschaften Gotschdorf und Voigtsdorf. Es sind, für die letzten Orte wenigstens, nur einheimische Wanderer, die sich dorthin verlieren, so schön es sich auch von Hirschberg über „Schanzen“ und „Ottilienberg“ nach Gotschdorf wandert, so lieblich auch das Medaillonbildchen ist, das uns in der Umrahmung des „Popelloches“ das Thal zeigt, so interessant auch die Erinnerung an die „Buschprediger“ ist, die an gekennzeichneten Steinen daselbst während der Verfolgung ihrer Glaubensgenossen das Evangelium gepredigt haben sollen. Aber doch trage ich Bedenken, das „Kummer“ in „Kummerharte“ mit jenem religiösen Bild in Verbindung zu bringen. Die fromme Sage thut wohl ein Uebriges. Historisches Interesse bietet jedoch die „Bleiche“ in Wernersdorf, ein Privat-Gebäude im Besitz der Frau Gerichtsrat Hess, das in den Deckenmalereien im Saale von italienischer Kunst, in seinem Porzellanzimmer und seinen Antiquitäten von dem Reichtum und Geschmack der Hirschberger Schleier-Kaufleute des vorigen Jahrhunderts zu erzählen weiss, die auch auf ihre Villen und Bleichen von ihren Schätzen hinausnahmen. Doch wir gehen weiter an dem Dorfbach hinauf zu dem Steinungetüm der „Bibersteine“, das einen kleinen, aber aussichtsreichen Fortsatz des Nebelberges krönt. Aesthetische Feinschmecker erzählen, dass kaum anderswo Thal und Gebirge sich schöner und stimmungsvoller vor dem Auge entwickle als hier bei untergehender Sonne. Und so fehlt es der kleinen Wirtschaft, welche im Schutze der Steine liegt, nie an fröhlichem Zuspruch. Kann man doch von hier auch auf Waldwegen bergauf, bergab zu einem anderen Bergwirthshaus gelangen, das noch grösseren Zuspruchs sich erfreut, weil es sich weniger weit vom Touristenverkehre am Zacken entfernt. Der „Moltkefelsen“ nämlich, natürlich ebenfalls am Walde und

an grotesken Steinen gelegen, hat von dem grossen Manne, dessen Namen er trägt, nicht blos den Namen entlehnt; dankbare Turner haben auch sein Relief dem schönen Orte für immer eingemeisselt. Von ihm führt ein einsam schöner Waldweg in langer Wanderung über den mässig ansteigenden schwarzen Berg und von da steiler auf den Hochstein, und gern würde ich diese Verbindung Petersdorfs mit Schreiberhau allen Naturfreunden empfehlen, brächte ich sie dadurch vielleicht nicht um den eigenartigen Genuss der schönen Zackenstrasse, die, über Schreiberhau weitergeführt nach Reichenberg, den Gebirgsfreund ins schöne Böhmerland bringt. Petersdorf ist gewiss ein blühender, sauberer, von dem thätigen Eifer seiner Bewohner laut zeugender Ort, dessen „Wilhelmshöhe“ mit seinem interessanten, grossstädtischen Gebäude im Kranze mächtiger, endloser Wälder ich nie missen möchte, aber durch das ganze Dorf, wo unten die altberühmten „Eiben“ stehen, in der Mitte der Heckert'sche Glaspavillon reizt und oben erst Wald und Steine die Strasse umsäumen, eine Stunde lang hinzuziehen, ist doch ein langwieriges Bemühen. Man freut sich, wenn man das „Gasthaus zum Kochelfall“, für gewöhnlich noch „Vitriolwerk“ genannt, hinter sich hat und sich neben dem rauschenden, schäumenden, an gewaltigen Steinen sich wie ein Sisyphos abquälenden, in braunem Wege dahinfließenden Zacken hinaufwindet, ohne das Ziel zu erblicken, da immer und immer wieder der Wald bei jeder Biegung den Blick begrenzt. Hoch aufgemauert ist die stolze Strasse. Unzählige Felsen blicken auf beiden Seiten von den Höhen aus dem Walde. Namen haben nicht alle trotz ihrer phantastischen Form. Es sind ihrer zu viele. Nur einige Minuten von der Strasse hat die Kochel einen gewaltigen Fall gethan, ehe sie ihr grünlicheres, wilderes Wasser dem Zacken zuführt. Buden, Drehorgeln, Führer zeigen uns, wo es in die Stille der Kochel führt. Dort ist es so heimlich, dass mancher nicht wieder zur Hauptstrasse zurückkehrt, sondern durch den frischen Wald an den Kochelhäusern entlang ins Herz Schreiberhaus eilt. Auch auf den Kamm bietet sich ihm dort ein schöner Weg. Will er aber einen einsamen, nur von wenigen und berufenen begangenen, auf den selbst der Riesengebirgs-Verein noch nicht seine schätzenswerte Kraft verwendet hat, so gehe er über Kiesewald, das oberhalb Petersdorfs nicht gar weit von „Kesselsteinen“ gelegen ist, an der dünnen Kochel aufwärts. Teilweise von Stein zu Stein springend, von den mächtigen Farnkräutern umwogt, wird er nach langen vier Stunden, falls er Kletterpfade nicht scheut, sei es über den Grat, sei es in Wasserrinnen durch eine der Schneegruben

zu den oberen Rändern derselben gelangen und zugeben, dass es auch in unserem Gebirge Stellen giebt von einsamer Grösse und Majestät, wohin allerdings das profanum vulgus nicht dringt.

Aber ich darf nicht des zweiten Hauptzugangs zum Zackengrunde vergessen. Man gehe von Hermsdorf am „Schneegrubenwasser“ hinauf. Man wird lange wandern müssen in dem schmucken Dorfe und schliesslich nicht allzu oft mehr nach dem Höllengrunde des Kynast und dem schwarzen Herdberge hinüberblicken, bis nach kurzer Wanderung auf freier Strasse schon wieder die ersten Häuser eines echten Gebirgsdorfes erscheinen. Es ist Agnetendorf, das seinen Namen trägt nach der Herzogin Agnes von Liegnitz, der Gemahlin des unglücklichen Wallensteinischen Generals, Hans Ulrich von Schaffgotsch. Hier rauscht das Wasser der Schneegrube durch drei andere Bäche verstärkt, hier ist der Aufstieg auch zur Peterbaude, hier führen rechts ab die Wege nach der „Bismarckhöhe“, und hier gehts auch durch den köstlichen Wald über den Leiterweg nach Schreiberhau. So ist Agnetendorf wie geschaffen zum Aufenthaltsorte für alle die, welche bald gerade aus die etwas eintönige Wanderung auf den Kamm nicht scheuen, bald links in den überaus lieblichen Wäldern und Thälern des Herdberges und der anderen Berge sich verbergen, bald rechts ab mit dem Strome der Wanderer sich in Verbindung setzen wollen, die von hier den gewöhnlichen Aufstieg über die „Korallensteine“ nach dem Kamm nehmen. Der eigentlichste Berg aber von Agnetendorf ist jener Absatz des „Matzler“, welchen man dem grossen Kanzler geweiht hat, noch ehe der Gedanke auftauchte, ihm noch einmal ein Denkmal zu setzen. Es ist ein einfaches Haus auf einer Lichtung des Waldes, aber alle Erwartung übertrifft der Blick, den man von dort auf Klippenwände und in die Kessel der Schneegruben werfen kann. In greifbarer Nähe, ihre Steilheit verbergend, lockend liegen sie vor uns, und oft sehen wir noch im Hochsommer die Spuren des Schnees darin, welche die Sonne nicht zu tilgen vermochte. Selbstverständlich ist auch der Blick nach Hirschberg hinüber wundervoll; ist doch die ganze „Schärfe“, der Sabrich-Teil, welcher von Hermsdorf kürzesten Weges auf die Höhe führt, ein Weg, umgaukelt von anmutigen Bildern.



E. Süd-Seite des Gebirges. Jenseits des Kammes.

a. Im Thale der Aupa.

Der ist nicht im Riesengebirge gewesen, der sich nicht auch die südliche Seite des Gebirges angesehen, dem alle die Kammzüge und Erhebungen, die er so schön von der Peterbaude übersieht, dem alle die lachenden Ortschaften, die, als wären sie so nah, dem Kammwanderer entgegenschimmern, völlig „böhmische Dörfer“ geblieben sind. Man muss die Schneekoppe nicht bloß von Krummhübel gesehen haben, auch nicht bloß von den Schneegruben. Von der Mohornmühle, der Kreuzschänke aus zeigt sie ganz andere Formen. So pittoreske Erscheinungen wie drüben findet man hüben selten, so schroff wie die Schneekoppe von der Geiergucke erscheint, hat sie bislang kaum einen Maler gefunden, und auch die Bewohner der Grenzbezirke, so ähnlich sie auch der Umgang den Schlesiern gemacht hat, zeigen doch eine bemerkenswerte Eigenart. Ein Pfarrer in Aupa, ein Grenzüäger in den Grenzbauden, ein Baudenwirt in den Schlüssel- und Schwarzschlagbauden — sind doch interessante Menschentypen, die man kennen gelernt haben muss, wenn man von Bewohnern des Riesengebirges sprechen will. Wäre es kein Gebirgswall gewesen, der beide Völker trennt, flösse ein Strom, wäre es bloss die nationale oder religiöse Schranke — nicht so gross wäre das besondere Hüben und Drüben, nicht so verschieden der geistige Horizont und die Anschauungsweise. Erst jetzt, wo die Touristik blüht und die Steilheit der Wege ignoriert — erst jetzt scheinen gewisse störende Eigenarten aufhören zu sollen, z. B. das Strassenhemmen mit einem Stricke, das Betteln,

das ewige Leiern, das Anbieten von Veilchensteinen, Ansichtspostkarten und mancherlei Krimskrams u. s. w. Aber leider geht auch zugleich verloren jene gewinnende Herzlichkeit und Gastlichkeit, die man früher noch häufiger als jetzt in den österreichischen Bauden so gern sich gefallen liess. Jedenfalls übt es noch immer einen besonderen Reiz auf alle preussischen Bergwanderer aus, die schwarzgelben Pfähle zu überschreiten, beim roten Ofener und österreichischem Gewächs sich den Radetzkimarsch anzuhören und in freierem, angeregterem Tone mit dem leichtlebigeren Volke zu scherzen. Ich will in Folgendem bloß die von den Norddeutschen besuchtesten Punkte schildern; nur in einem besonderen Buche könnte man den intimeren Reizen gerecht werden.

Will man mit der Bahn nach Oesterreich — alle anderen Uebergänge über das Gebirge sind einfacher und mehr zu empfehlen — so ist Trautenau die Haupt-Bahnstation. Man besucht diese Stadt in der Regel nicht um ihrer selbst willen, obwohl sie es ihrer Promenaden an der Aupa, ihres Museums, ihrer Barock-Kirche, ihres Marktes wegen wohl verdiente, als weil Trautenau 1866 der Ort des ersten Zusammentreffens der damals noch feindlichen Brüder war. Trautenau hat damals viel leiden müssen, und es leben noch von denen einige, die im Verdacht des Verrates eine Zeit lang in Gefangenschaft waren. Aber der Groll ist längst vergessen, und der zahlreiche Touristenbesuch hat den Bürgern glänzend gezeigt, dass auf Regen stets Sonnenschein folgt und bei allem Unglück auch ein Glück ist. Wie schön aber hat man auch die Stellen, wo der Kampf tobte, am Kapellenberge und weiter an der Gablenzhöhe, zu zieren gewusst. Welche Park-Anlagen ziehen sich in dem Walde den Berg hinan! Und wie lieblich liegt die Höhe da; trotz der pietätvoll bewahrten Grabstätten mit den Namen der Tapferen, die dort sterben mussten, kein Friedhof, sondern eine Stätte des Entzückens. Freilich wer nun oben an der schlichten Kapelle den Platz förmlich umrahmt sieht von Zeichen der Verwesung so lebenskräftiger Helden, wer sich vom Führer erzählen und zeigen lässt, wie der wilde Kampf selbst in dem heiligen Raume zu toben nicht aufhörte, der wird sich gerne dann zu dem lieblichen Bilde wegwenden, das die Höhe erschliesst. Es ist übrigens Trautenau der einzige Ort, wo dem Riesengebirgs-Touristen, den nicht speziell strategische oder historische Rücksichten leiten, jener Kampf entgegentritt. „Freiheit“, wohin er mit der Eisenbahn weiter fährt, bringt ihn schon an das Gebirge selbst, das zu „hoch“ war, um die entfesselten Leidenschaften mit anzusehen. Wer in Freiheit angelangt, ist frei — vom Staube,

vom Gelärme, vom Zwange, mag er in des lieblichen Johannisbads heilenden Quellen sich verjüngen und in seinen herrlichen Promenaden Pläne zu Ausflügen ins Gebirge entwerfen — mag er die Strasse durch das lange „Marschendorf“ ziehen und sich an den Neubauten erfreuen, zu denen das Hochwasser von 1897 verholpen. Man kann aber auch auf Marschendorf für die Wanderung verzichten und von Johannisbad über die Höhen des „Schwarzenbergs“ sogleich ins „Dunkelthal“ gelangen; ja, was kann man nicht? Der österreichische Riesengebirgs-Verein hat an jeder Wegtheilung dafür gesorgt, dass man „Rosa“- und „Franz Joseph“-Wege findet, dass man von Johannisbad an den über Alles herrlich gelegenen Schwarzschatz-Bauden vorbei die Geiergucke überschreitet und auf dem bekannten Kammwege in die gewöhnlicheren Gegenden gelangt. Wir aber wandern im Grunde der Aupa bis zur Kreuzschänke — leicht wäre es von hier über die Mohornmühle zu den Grenzbauden, die ja nur ein Teil von Klein-Aupa sind — schwerer, aber ungemein lohnend von hier am Löwengraben zur Schneekoppe zu steigen und sich stolz dort oben des Erfolges zu rühmen — und von da nach Gross-Aupa sich hinabzulassen. Gross-Aupa ist zwar ein stattlicher Ort, und wer dort zur Sommerfrische weilt, hat nicht blos an der Natur eine Gesellschafterin. Es wird ihm auch möglich sein, nach gethaner Arbeit des Wanderns — ich rechne so 5 Stunden am Tage — im Kreise einiger Honoratioren des Ortes Tarok zu spielen oder die Welt zu verbessern. Aber der eigentliche Fremdenort liegt doch noch $\frac{1}{2}$ Stunde weiter nach oben, der „Petzer“, wie man den Ort an den Wirtshäusern nennt, der am Ausgange aller der herrlichen Touren liegt, die man durch die Gründe, den „Langen-“, den „Zeh-“, den „Blaugrund“ ins Innere des Gebirges hinein unternehmen kann. Petzer ist aber auch der Ausgangspunkt für eine alpine Wanderung in unserem Gebirge, wenn man durch den „Riesengrund“ an der Bergschmiede vorbei zur Riesenbaude und von da zur Schneekoppe wandert. Man geht zwischen himmelhohen Bergen. Mehr noch interessiert das ungefüge Massiv des kolossalen Brunnberges; man lässt sich Rubezahl's „Handschuh“ und „Lustgarten“ zeigen, man staunt, dass Menschenfüsse in jenen steinernen, abschüssigen Rinnen noch festen Fuss und Tritt haben können, man sieht die dünnen Fäden der Aupaquellbäche heruntergleiten, man glaubt es gern, dass hier auch Lavinen hinabgestürzt sind und bei Katastrophen herabgleitende Berggrutsche Hütte und Menschen zermalmt haben. Wer in der Bergschmiede seinen der Majestät der Umgebung an Güte entsprechenden Café trinkt, um sich für den in der Hitze doch anstrengenden Weitermarsch zu stärken, stellt sich den Rubezahl

von nun an mit einem ernsten, hoheitsvollen Antlitz vor. Da ist nichts Kleines und Armseliges, da ist nichts Bedrückendes und Beengendes. Da ist herzerhebende Grösse. Wir gelangen bald wieder auf den Kamm. Es zieht uns aber zurück nach dem freundlichen Oesterreich. Der Wege giebt es viele. Uns lockt die Wiesenbaude. Einst war sie der erkorene Liebling, das Stelldichein der Botaniker, und ihr Wirt, Häring, stand mit allen in patriarchalischem Verhältnisse, natürlich gehörte er zur Zunft. Jetzt ist die Wiesenbaude eine Gastbaude wie jede andere. Freilich ein „Weisswasser“, wie sie, hat nicht jede andere. Schade, dass es so bald schon seine Selbständigkeit verliert, und kaum zum Thale gelangt, einen Lebensbund mit dem zarteren Elbseifen schliesst und nun mit diesem ganz in der Elbe aufgeht. Aber was heisst denn auch „Elbe“ anders als „Weisswasser“? — Es ist von dort nur ein kleiner Marsch bis zur Rennerbaude. Dort aber teilt sich der Weg. Wenigstens können frische Kräfte von hier aus auf dürftigem Pfade auf dem Grate des Ziegenrückens, in schwindelnder Höhe zwischen gähnenden Abstürzen, dahin gehen. Dass jemandem der Weg dort den Tod gebracht, habe ich nicht gehört; aber mancher ist bald umgekehrt, weil es ihm vor den Augen schwamm. Es ist doch gut, dass dies der einzige Grat im Gebirge ist, denn den kleinen, kurzen, schönen auf dem Grunauer Spitzberge kennen nur die Intimen der Gegend. Aber auch der am Hange des Ziegenrückens hin-führende, prachtvoll gebaute Weg treibt, bergan benutzt, Schweisstropfen hervor und macht die Kniee schlottern. Der Wald will kein Ende nehmen, und wenig Menschen sind zu sehen, höchstens ein Heuer, der auf seinem Rücken ein ganzes Fuder trägt, so etwa wie Odysseus den Hirsch, den er ohne Erlaubnis in den Jagdgründen der Circe zur Strecke gebracht. Endlich erscheint St. Peter und

Spindelmühl,

das Eldorado der Wanderer. Sprach ich von Spindelmühl schon? Gewiss hab ichs erwähnt. Denn zu einem solchen Schatz führen viele Wege, eine ganz offenbare, von Postwagen durchheilte Kunststrasse von der Eisenbahnstation Hoheneibe aus, viele geheime von allen möglichen Bauden des Gebirges, auch von dem Schlüssel zu allen Schönheiten, dem Petzer. Das Kleinod ist noch nicht lange entdeckt, man sieht es an den Villen und Hôtels, die noch so schmuck aussehen in ihren Holzverzierungen. Aber man sieht am „Deutschen Kaiser“, einem Hôtel, das, wie der Phönix aus der Asche, wie eine

Möve aus dem Wasser, aber an einer anderen, völlig sicheren Stelle neu und bequem erbaut ist — wie der Ort in Mode gekommen. Es ist ein Thal mit Bodenwellen, eine hellgrüne Matte am rauschenden Elbwasser, umgeben von schwarzen Bergen und Wäldern. Solange noch das Auge gern schweift über den Teppich von Wiesen und Wäldern, das Ohr noch gerne hört auf das Rauschen des Wassers und das Zirpen der Vögel, so lange sich noch die Seele harmonisch berührt fühlt von einfach dahinlebenden Naturkindern — solange noch dauert der Reiz dieses Mignons. — Man schlendert auf den Waldwegen. Ein Wegweiser! Zum Elbfalle oder, wie die Oesterreicher lieber sagen, Elbfälle und Elbfallbaude, sagen sie doch auch „Spindelmühle“. Warum aber opfern sie einer zweifelhaft richtigen Grammatik den schöneren Tonfall? — Allerdings 3 Stunden — und sie wollen gewürdigt sein. Plätschert auch die Elbe neben dem Wege und giebt es auch hier und da Aussicht in einer Waldblösse, ist der Weg auch untadlig, man würde ihn gerne auch teurer bezahlen, als mit den paar „Hellern“, die an der „Mauth“ gefordert werden — es währt doch lange, ehe man an den Zickzackweg kommt, dessen Krönung die Elbfallbaude bildet. Dort ist allerdings Aussicht auf den Kessel, in dem der Elbseifen herabstürzt, auf den Korkonosch, der die dem Kamme gleichlaufenden Schlüsselbauden verdeckt. Aber wir steigen noch höher hinauf. Auf der Pantschewiese sehen wir die Vorrichtung, die den Wasserfall in die Tiefe hinablässt. Wäre mehr Wasser an Ort und Stelle, gelänge es, alle die Rinnsale, die ringsum fließen, hier auf die Abfallstelle zu vereinigen — wir hätten einen tosenden Wasserfall, um den uns die Schweiz aus solcher Höhe beneiden könnte. Vielleicht gelingt das dem Nothelfer des Gebirges, dem Riesengebirgsverein, hat er doch auch für die Schneekoppe die Schneegrenze erreicht, in dem es ihm gelang, die Anlage einer meteorologischen Station daselbst durchzusetzen, die nicht hoch zu sein brauchte, um die fehlenden Meter zu ergänzen. Kleine Wasserfälle anzulegen gehört ja in Schreiberhau zu den vornehmen Passionen der Villenbesitzer. Sie sind ja ein billiger und gesunder Gartenschmuck. — Vom Pantschefalle geht es durch lauter Wald an der murmelnden Mummel hinab mit ihren ausgewaschenen seltsamen Gebilden, die es ihr nicht leicht machen und sie in den Fällen zu vielen Tanzpas nötigen, bei denen es am Gischit des Zornes nicht fehlt. Da ist man dann nicht weit mehr von dem hübschen Harrachsdorf, wo man auch, selbst wenn man Deutsch spricht, noch zu essen und zu trinken erhält, dem Nachbarorte des blitzenden Neuwelt, von wo die schöne Iserstrasse von Schreiberhau nach

Rochlitz

vorüberführt. Wahrlich, die Oesterreicher sind vortreffliche Strassenerbauer. Diese Iserstrasse scheint für die Ewigkeit aufgemauert, und bei jeder Biegung ändert sich ein klein wenig das Bild, als hätten die Baumeister auch ästhetische Rücksichten walten lassen. Doch will ich damit nicht gesagt haben, dass dem Wanderer zu früh das stattliche, lange Rochlitz mit seinem behaglichen „Bergschloss“-Gasthaus und seinem „Blauen Stern“ und, wie sie sonst heissen mögen, diese Spender guten Bieres und starken Cafés, erscheinen. Ich möchte eher raten, die Höhe des Kammes nicht zu früh zu verlassen, die Kesselkoppe mit den Kesselgruben zu besuchen, an der Hofbaude und dem Hüttenbachfalle vorüber nach Rochlitz hinunter zu „fallen“. Schneller geht es doch von der Höhe ins Thal, und die Sucht der Natur, durch schöne Parallelen die Gebilde zu gliedern, tritt in der Kesselkoppe und ihren Gruben, diesem Gegenbilde der Schnee gruben, auch dem Laienverstande greifbar entgegen.

Ganz mühelos jedoch erreicht man das liebliche Rochlitz mit der Ende 1899 eröffneten Eisenbahn Starkenbach—Rochlitz. Bei der Fahrt durch das romantische Iserthal wird der aufmerksame Tourist schon in der Station Ponikla, noch mehr aber in dem weiten, blühenden Thale von Jablonetz mit seinen hervorragenden Industriestätten mit Ueberraschung wahrnehmen, wie Rochlitzer deutscher Unternehmungsgeist an Stelle armseliger, strohgedeckter Hütten Paläste erstehen liess. — Von der Endstation bringt der bequeme Postwagen den erholungsuchenden Naturfreund zunächst in das am Marktplatz gelegene „Hôtel Haney“. Vom „Blauen Stern“ in Oberrochlitz erreicht man in zwei Stunden den Hauptkamm und seine überwältigenden Naturwunder. Somit bietet Rochlitz den kürzesten Aufstieg zum Hochgebirge und gewährt ausserdem den Vorteil, zugleich ein vorzüglicher Ausgangspunkt für Ausflüge in das wald- und industriereiche Isergebirge zu sein.



Das Glatzer Gebirge.

a. Braunau, Stern, Heuscheuer, Cudowa.

Die Grafschaft ist ein Kesselgebirgsland, das auf drei Seiten von kettenartigen Randgebirgen umfasst ist und nur im Norden an das niedrigere Waldenburger Hochplateau stösst. Im Südosten steigt gegen Mähren hin die Gruppe des Glatzer Schneegebirges zu imponierender Höhe auf, im Osten schliessen der Reichensteiner Kamm und die Hohe Eule, im Westen der Habelschwerdter Kamm und das Sandsteinplateau der Heuscheuer den Kessel gegen Böhmen und Schlesien ab, und die Lücke, welche der Westrand zwischen dem Adersbach-Weckelsdorfer- und Heuscheuer-Gebirge zu bieten scheint, wird durch das schon dem Braunauer Ländchen angehörige und mauerartig nach Nordwesten streichende Faltengebirge geschlossen. — Die Partien in der Mitte des Kessels, der in seiner Längsrichtung von Charlottenbrunn bis Mittelwalde hin von der Eisenbahn durchzogen wird, sind bequem zu erreichen; und doch liegen die Glanzpunkte der Grafschaft in den wasserreichen und schönbewaldeten Flusstälern der Randgebirge. Andreerseits aber ist die Grafschaft mit einem Netz grossartiger Kunststrassen versehen, welche im Zickzack die Höhe der Randgebirge erklimmen. Ich meine besonders die Mariannenstrasse, welche Camenz über Reichenstein mit Landeck verbindet.

Wir halten für die sehenswertesten Punkte in der Grafschaft: Reinerz, die Heuscheuer, den Schneeberg, den Wölfelsfall, Glatz, Wartha, Landeck und Habelschwerdt. Auch die Schlösser Rathen und Eisersdorf verdienen einen Besuch. Wir treten unsere Reise in Braunau an, der Hauptstadt des Braunauer Ländchens, das wegen seines rotbraunen Erdbodens den Namen der Braunen Aue trägt. Braunau hat ja den Vorzug, in der Geschichte für immer eine Rolle zu spielen. War doch unter den Gründen des dreissigjährigen Krieges eine der Hauptbeschwerden der böhmischen Stände, dass der Abt zu

Braunau ein Gotteshaus der Protestanten habe schliessen lassen. Kleine Ursachen, grosse Wirkungen. — Für den Touristen bietet schon die Nähe des „Sternkirchleins“ einen Grund, sich zu verweilen. Ueber „Totenbretter“ geht es nach Weckelsdorf, dann nach „Amerika“, endlich auf die Höhe des Sandsteingebirges. Dort ist ein Felsenlabyrinth seltener Art. Man findet nicht eine Wolfsschlucht-Scenerie, sondern viele. Die Felsgestaltung ist hier, wie auf der Heuscheuer, die man auch von hier in sechs Stunden erreichen kann, wenn man nicht den gewöhnlichen Weg von Wünschelburg über Karlsberg vorzieht — eine so bizarre, dass man mit der Phantasie nicht nachkommt, um allen diesen Gebilden bezeichnende Namen zu geben. Man muss sich einen Führer nehmen, sei es hier oder in dem noch viel groteskeren, abwechslungsreicheren Heuscheuer-Labyrinth, um hier zu staunen. Aber lieber sind uns doch noch die herrlichen Aussichten, die man von der Elisabeth-Höhe bei Maria-Stern und von der Heuscheuer in das grüne Land hinein zu geniessen hat. Ist doch die grosse Heuscheuer immerhin ein Rechteck von 200—300 Meter Seitenlänge mit einer Seehöhe von 919 Metern. Da giebt es einen Tafelstein, einen Grossvaterstuhl, einen Bär, ein Kameel, einen Mohrenkopf, einen Crinolinen-Mörder u. v. a., und wer nennt alle die Punkte, von denen man nach Böhmen hineinsieht, nachdem man sich zwei Stunden lang unter den wunderbarsten Felsen in engen Gängen und weiten „Tuchläden“ bewegt hat. — Zwei Bäder lagern sich an den Fuss der Heuscheuer, auf breiter, waldumkränzter Strasse, das kleinere ist Cudowa mit seinen zahlreichen, perlenden Quellen, die noch mehr Bäder speisen und noch viele hundert Menschen mehr von ihren Nervenschmerzen heilen könnten. Ein Ort, am Fusse der Heuscheuer gelegen, bietet natürlich Spaziergänge in Hülle und Fülle. Dass aber auch ein „Beinhaus“ in der Nähe ist (in Tscherbenei) und dass man zu dem Grabe des Befreiers Schlesiens, des Grafen Götzen, pilgern kann, darüber wird man noch besonders dankbar quittieren. Solche Orte sind nicht nur sich langweilenden Patienten, auch angeregten Wanderern interessant und sehenswert. Auch Nachod, Skalitz und Schweinschädel, leider jetzt völlig tschechische Orte, werden auf die Gefahr hin, dass man dort nicht gerade freundlich behandelt wird, dennoch in pietätvoller Erinnerung der 1866er Kämpfe besucht. Das Schloss von Nachod würde es auch seiner landschaftlichen Reize wegen verdienen.

In der breiten Thalöffnung von Cudowa (welches man Cúdowa sprechen wolle, es heisst „Armut“) wandern wir nicht allzulange über Lewin nach Reinerz.

Reinerz.

Die Trümmer des nahen Hummelschlosses zu besichtigen und die schöne Aussicht vom Ratschenberge, wird uns dabei nicht sehr aufhalten. Auch aus der Stadt Reinerz treibt uns die Sehnsucht bald weiter in das gleichnamige Bad, das mit der Stadt durch eine Allee verbunden ist. Es besitzt acht kohlen-saure alkalische Eisenquellen, von denen die laue Quelle (mit einer Wärme von 18,4 Gr. C.) wegen ihrer Wirksamkeit am meisten verordnet wird, bald allein, bald in Verbindung mit Milch und Molken, die hier ganz besonders berühmt sind. Es wimmelt hier von Kurgästen. Lungenkranke und solche, die eine Anlage für solche Leiden haben, bilden das Gros. Aber an den Ufern der Weistritz, in der Senkung zwischen den beiden Bergrücken, die das Thal bis zu 200 Meter Höhe überragen, inmitten der Tannen- und Fichtenwälder, die sich 13000 Hektar weit ausbreiten, da vergessen viele ihre Krankheit, wandeln straflos unter Palmen, horchen auf die Klänge der guten Musik, wallen in langen Zügen nach der Mooshütte oder zur „stillen Liebe“ oder noch lieber an der Weistritz aufwärts zur „Schmelze“ und zur Kapuzinerplatte; ja es giebt Molken-trinker, die es doch nicht unterlassen können, sich das angeblich höchste Dorf Preussens, Grunwald, anzusehen und zur „Schnappe“ zu wandern, um zu Hause auch von österreichischen Weinhäusern erzählen zu können. Auch die „Hohe Mense“ lässt sich trotz ihrer 1085 Meter über dem Meere von hier aus bequem ersteigen. Und es lohnt sich. Man hat doch die Hoffnung, vielleicht von dort aus den Hradschin bei Prag und den Milleschauer bei Teplitz durch das Fernrohr zu erblicken. Und gelingt dieser Haupttreffer nicht, so ist auch der Blick nach Böhmen hinein schon des, übrigens geringen, Schweisses des Anstiegs wert. Nur hüte man sich, auf dem Rückwege ohne Führer die „Seefelder“ durchqueren zu wollen. Ein Torfmoor von 88 Hektar Flächeninhalt, von Waldbergen eingeschlossen und von Knüppeldämmen durchzogen, wo Sumpf- und Moorgewächse neben Knieholz wuchern, sollte wohl in dieser Beziehung zur Vorsicht mahnen.

Von den Seefeldern fließt nach Süden die Erlitz oder Wilde Adler, deren amnütiges Thal uns nach Langenbrück führt, von wo wir auf einer Kunststrasse in das altertümliche Habelschwerdt gelangen. — Freilich ist das nahegelegene „Grafenort“ noch berühmter. Einer der früheren Besitzer, ein Graf Herberstein, hatte sein Schloss mit einem Theater ausgestattet, auf dem Carl von Holtei,

Schlesiens volkstümlichster Dichter, dessen Hundertjahrsfeier vor kurzem grossartig begangen wurde, als Schauspieler und Dichter wirkte, das er auch in seinen Werken als sein Tibur feierte. — Auch „Langenau“, ein Bad in altem Stile, das doch immer noch seine Reize hat und frische Bewunderer findet, ist nicht weit von hier. In seinen schattenreichen, Baumriesen tragenden, ausgebreiteten Promenaden lässt sich bei dem Schlürfen des Eisentranke herrlich träumen und gesunden. Von Tag zu Tage werden die Glieder frischer, von Tag zu Tage mehrt sich die Lust, zum Wölfelsfall, nach Maria Schnee, zum Grossen Schneeberge zu steigen. Ueber Eckersdorf und Urnitz wandert man in dieses schönste Bild der Grafschaft. Dieser

Wölfelsgrund

ist bei seiner Scenerie, 2 Kilometer lang, einer Alpenklamm ähnlich. Von oben herab, von der eisernen Brücke, welche die Kluft überspannt, können wir den über schwärzliche Felswände stürzenden Silberstrom überschauen, aber auch von der Sohle des Kessels, der den Fluss verschlingt, bietet sich das mächtige Schauspiel; denn eine bequeme Treppe führt hinunter in die ewig feuchte Felsenspalte, deren Wände mit üppigen Moosen und Farnkräutern bekleidet sind. Man glaubt in Tibur an den Kaskatellen zu stehen, wenn man diesen „elastischen Sohn der Berge“ an sich vorüber donnern sieht und hört. Berühmte Kuranstalten erhöhen die Anziehungskraft des Ortes. Für die seelische Anfrischung hat hier schon die Natur gesorgt; nur für den Körper ist dort noch zu sorgen. Ist doch auch nicht weit von hier die berühmte Wallfahrtskapelle: „Maria zum Schnee“, die uns den mächtigen Rücken des

Glatzer Schneeberges

vor Augen stellt. Auf seine Höhe führt uns die Wölfel, die von dem Nordabhange dieses mächtigen Gebirgsstockes herabrinnt. — Nach 2 1/2 stündiger Wanderung in dichtem, hohem Walde erblicken wir mitten auf üppiger Matte vor uns die Sennerei zum Schweizerhaus, und nach weiteren 3/4 Stunden, wenn wir die Quarzlöcher (Zwergenwohnungen) hinter uns haben, stehen wir auf der Scheitelfläche des Berges, auf dem die Grenzen von Böhmen, Mähren und Schlesien sich begegnen. Seit kurzem

steht dort ein Turm, des Berges und seines Namens (Kaiser Wilhelm) würdig. Wenn je ein Turm nötig war, so war es dieser. Diese 30 Meter verschaffen uns erst die Rundschau, nach der wir verlangen. Die hohe Eule, das Riesengebirge, Breslau, das Marchthal — wie eine Landkarte breitet es sich vor uns aus. Prinz Albrecht von Preussen, in dessen Gebiet wir hier überall weilen, hat sich ein Verdienst dadurch erworben, dass er die schönen Pläne des Glatzer Gebirgsvereins zur Wahrheit werden liess. Durch den Klessengrund wandern wir nach Seitenberg, wo wir das kleine Schloss des hohen Herrn erblicken. Aber Seitenberg ist nur eine Etappe. Von hier führt und fährt alles nach

Landeck.

Seitdem Friedrich der Grosse 1765 dort die Kur mit gutem Erfolg benutzt hatte, war Landeck das bevorzugte Bad der Preussischen Könige. Friedrich Wilhelm III., Königin Luise, Kaiser Alexander von Russland, Prinzessin Marianne, Kaiser Friedrich III. weilten in diesem schönen Erdenwinkel, wo wir in den Promenaden mit den Fröhlichen fröhlich und in stiller Waldeinsamkeit mit rauschenden Blättern trauliche Zwiesprache halten können. Herrliche Bauten sind der Dank der von dem reichen Besuch lebenden Bewohner. Es ist eine Wonne, in diesem Eden zu weilen, wo es keine Schlange giebt. Wenigstens finden die, welche die Schlange in den hohen Preisen sehen, keinen rechten Glauben. Man setzt sich wenigstens darüber hinweg, wenn man im Waldtempel weilt oder die Burgruine „Karpenstein“ besteigt. — Landeck ist aber nur gewissermassen die Vorstadt des Hauptortes des Glatzer Landes, von

Glatz.

Was Warmbrunn für Hirschberg ist, das ist Landeck für Glatz. Doch welcher Unterschied zwischen den bezüglichen Orten! Ein Riesengebirgs panorama hat Landeck nicht, aber Warmbrunn nicht den Wald, in dem die Häuser wie Oasen liegen; ein Handelsleben, ein Geistesfluten wie Hirschberg hat Glatz nicht, aber einen steinernen Gürtel, eine aussichtsreiche glacisgekrönte starke Festung mit einem vorzüglichen Aussichtsturm, dem Doujon und dem Schäferberg. Schöne Promenaden haben

beide; Hirschberg hat sie durch Natur, Glatz durch Natur und Kunst, die die Sünden früherer Jahrhunderte gut zu machen anfängt; aber Hirschberg ermangelt des Ruhmes, ein Standbild des Kaisers Wilhelm zu haben, das Glatz zur Zierde gereicht. Und wenn Hirschberg den Ruhm seiner Kaufleute, seines Leinenhandels, seiner Dichtung hervorhebt, kann Glatz ihm entgegenstellen, dass es mit Silberberg und Cosel allein im schlesischen Lande dem Ansturm des Corsen getrotzt, und dass sein Graf Götzen, der damals „König von Glatz“ war, einer der wenigen Männer jener Zeit war. Hoffentlich ermangelt Glatz nicht lange mehr einer sichtbaren und dauernden Erinnerung an ihn und jene grosse Zeit.

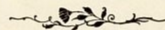
* * *

Bevor wir uns jedoch von dem geneigten Leser verabschieden, geziemt es sich noch, zu gedenken des „schlesischen Jerusalems,“ wie Albendorf, zwischen Braunau und der Heuscheuer liegend, genannt zu werden pflegt. Es hat in seiner berühmten Kirche, zu welcher 33 Stufen führen, ganz besondere Aehnlichkeit mit Haindorf zwischen Friedland in Böhmen und Neustadt, ist aber noch mehr als dieses von Andächtigen aufgesucht, die zum Marien-Gnadenbilde wallfahren, und die Christus- und Apostelgruppen in der Nähe verdienen gesehen, auch der „Kalvarienberg“ bestiegen zu werden.



Inhalts-Verzeichnis des Textes.

	Seite
Die Sudeten	3
Das Riesengebirge	5
Kammwanderung	12
Hirschberg	15
Warmbrunn (Hermsdorf, Kynast, Agnetendorf)	22
Die Mitte	25
Der Ostflügel	27
Schmiedeberg (Landeshut, Liebau, Adersbach, Weckelsdorf)	27
Krummhübel	31
Der Westen	35
Schreiberhau	35
Südseite des Gebirges. Jenseits des Kammes	40
Im Thale der Aupa	40
Spindelmühl	43
Rochlitz	45
Das Glatzer Gebirge	46
Braunau, Stern, Heuscheuer, Cudowa	46
Reinerz	48
Wölfelsgrund	49
Glatzer Schneeberg	49
Landeck	50
Glatz	50



Empfehlenswerte und preiswürdige Reise- und Gelegenheits-Geschenke

In „Sommer's neue Album-Collection“
sind ferner erschienen: ❖ ❖ ❖ ❖ ❖ ❖ ❖



Berlin. Ein Album mit ca. 500 Abbildungen und beschreibendem Text von dem bekannten Berliner Schriftsteller Victor Laverrenz. Preis Mk. 3.

Das Album führt den Leser mitten hinein in das Leben der Reichshauptstadt, es zeigt ihm, wie Berlin aus sich selbst entstanden und sich zur Weltstadt herangebildet. Das Album ist eine schöne Erinnerung für Jeden, der Berlin gesehen hat, und ein gutes Orientierungswerk für alle, die Berlin kennen lernen wollen.

Potsdam. Die Sommer-Residenz des Kaisers, das Berliner Versailles, wird in einem Album mit über 160 Abbildungen und Text von N. Becher dem Leser vor Augen geführt. Preis Mk. 2.

Als ein Werk, welches die Stadt schildert, der alle Hohenzollern und besonders Friedrich der Grosse ihre Gunst zugewandt, wird das Album allen Patrioten hoch willkommen sein und gern gekauft werden.

Baden-Baden und Umgebung.

Ein Album mit über 100 der schönsten Abbildungen und beschreibendem Text aus Baden und den Ausläufern des nördlichen Schwarzwaldes. Preis Mk. 2.

Freiburg i. Br. u. der südl. Schwarzwald.

Ein Album mit über 150 der schönsten Abbildungen und beschreibendem Text in elegantem Leinenband. Preis Mk. 3.

Coblenz und Umgebung.

Ein Album mit ca. 80 der schönsten Abbildungen und beschreibendem Text in elegantem Leinenband. Preis Mk. 3.

Es existiren keine anderen Albumausgaben, welche die Plätze so vollständig und ausführlich in Wort und Bild behandeln, man verlange deshalb nur die Ausgaben von

Sommer's neue Album-Collection.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt gegen Voreinsendung oder Nachnahme des Betrags von W. Sommer, Kunst-Anstalt und Verlag, Berlin-Schöneberg . . .

Postkartenanfertigung: Autotypie in 6—8 Tagen, Lichtdruck, Photobunt etc. in bedingter Lieferzeit.



Hochburg. (Illustrationsprobe aus dem Album: „Freiburg i. Br. und der südliche Schwarzwald.“)

Die Kunst-Anstalt W. Sommer

149 Hauptstr. Berlin W.-Schöneberg Hauptstr. 149

empfeht sich zur

Herstellung aller Arbeiten auf **Albums in jeder Grösse und**
illustrativem Gebiet **Ausführung**

unter Benutzung sämtlicher graphischen
Reproduktions - Verfahren und liefert

mit Reise-, kunstgewerblichen, Genre etc.
..... Bildern

Prospekte, Cirkulare und Brochuren für Hôtels,
Bäder, industrielle Etablissements etc. von der
einfachsten bis zur elegantesten Ausführung . . .
Geschäfts- und Reklame-Karten mit Ansichten,
Reklame-Portraits für Künstler in scharfer,
photographiegetreuer Wiedergabe u. s. w.

**Specialität: Anfertigung von Postkarten mit
Ansichten nach eingesandten Photographien**

von Mk. 15.00 — 40.00 per 1000 Stück. Interessenten wollen Specialkatalog verlangen.

Für Entwürfe oder Umzeichnungen von Vorlagen sind geeignete Künstler zur Hand

